

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 40 (1919)

Artikel: Erinnerungen aus den ersten 22 Jahren meines Lebens : aus hinterlassenen Aufzeichnungen von Prof. Dr. J.R. Rahn, geb. 1841, gest. 1912
Autor: Rahn, J.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985712>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen aus den ersten 22 Jahren meines Lebens.

(Aus hinterlassenen Aufzeichnungen von Prof. Dr. J. R. Rahn,
geb. 1841, gest. 1912).

Borwort.

Professor Rahn hinterließ 1912 Aufzeichnungen aus seinem Leben, die er leider nicht über seine Studienzeit hinaus fortsetzen konnte. Aus diesem Manuskript wurde im Jahre 1913 in der Festgabe für Gerold Meyer von Knonau ein Abschnitt „Erinnerungen an die Antiquarische Gesellschaft in Zürich“ zum Abdruck gebracht. In ganz vorzüglich lebendiger Darstellung ist hier das Leben dieser wissenschaftlichen Vereinigung, wie es vor einem halben Jahrhundert dem damals in kräftiger Jugend stehenden Beobachter und Mitwirkenden vor die Augen trat, gezeichnet, und ganz besonders ist die belebende Persönlichkeit, in der sich das Schaffen der Gesellschaft verkörperte, Dr. Ferdinand Keller, in einer Weise geschildert, die alle, welche den urwüchsigen Mann gekannt haben, unmittelbar fesselt. Es lag nahe, daß nach der Mitteilung dieser Probe der Wunsch geäußert wurde, daß diese ganze Aufzeichnung weiteren Kreisen möchte zugänglich gemacht werden und es ist äußerst erfreulich, daß von Seiten der Angehörigen des Verfassers, denen er diese Erzählung widmete, die Zustimmung zur Drucklegung gegeben worden ist.

So wird hier im Zürcher Taschenbuch, dem Rahn stets eine so warme Zuneigung bewies, das er durch so schöne, eigene Beiträge bereicherte, in zwei Abteilungen die Veröffentlichung

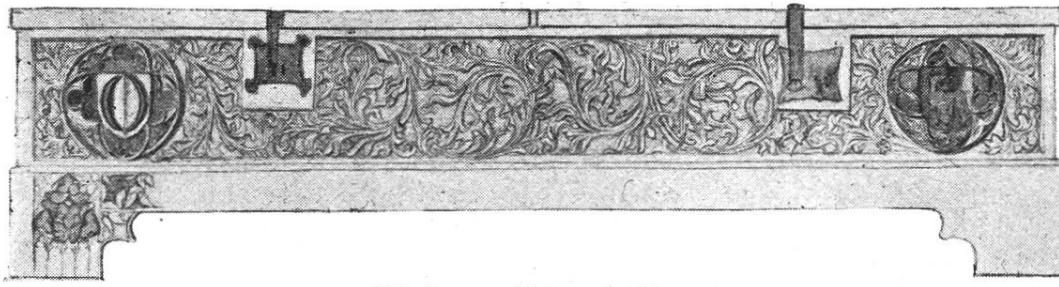
dieser Selbstschilderung eintreten. Von den ersten Jugendjahren an, wo er in warmer Pietät ältere Generationen vorführt, über Herisau, den Platz seiner ersten Schuljahre, die er unter der treuen Obhut nächster Verwandter verlebte, folgen wir nach Zürich, das ihn nach einem kurzen Versuch für eine kommerzielle Tätigkeit in die mit größtem Ernst betriebenen Studien hinüberbrachte. Hier wird nun die Erzählung von den Erinnerungen an hochgeschätzte Lehrer und an frohe Jugendgenossen erfüllt und es bleibt nur das tiefe Bedauern, daß nach dem Weggange von der heimischen Universität nach Deutschland die Schilderung abbricht.¹⁾

M. v. K.

* * *

Die begleitenden Bilder sind den noch vollständig — vom ersten Herisauer Zeichnungsheft an — vorhandenen Skizzenbüchern und den reichen Zeichnungsmappen des Verfassers entnommen, welche durch leitwillige Verfügung desselben in den Besitz der Zürcher Zentralbibliothek gelangt sind. Bei der Auswahl ist vor allem auf eine charakteristische Illustration des Textes Rücksicht genommen; sie bietet aber auch ein hübsches Entwicklungsbild der zeichnerischen Auffassungs- und Darstellungsgabe von den Knabenjahren an bis zum Beginn des ersten Studiums des werdenden Schilderers und treuen Hüters der schweizerischen Kunstdenkmäler früherer Zeit. Für die bereitwillige Überlassung der Originale schulden die Herausgeber der Bibliotheks-Direktion aufrichtigen Dank.

¹⁾ Vgl. Meyer von Knonau, Gerold: Johann Rudolf Rahn. 77. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich. 1914.



Meiner lieben Frau
Caroline Rahn, geb. Meyer von Annonau,
zur Weihnacht 1899 gewidmet.

Begonnen im Oktober 1899.

Hn der Stühlihofstatt, in dem Hause, welches heute die Nummer 14 führt, habe ich Samstags den 24. April 1841 das Licht der Welt erblickt. Eine Aufzeichnung zu diesem Tage von der Hand meiner lieben seligen Mama lautet: „Wie könnte ich Worte finden, zu bezeichnen, was ich in den letzten Tagen litt? was noch diesen Morgen, Mittag und Abend, da mit jeder Stunde meine Kräfte mehr sanken und ich kaum mehr ganz klaren Bewußtheins fähig war, Aerzte und Hebamme bezweifelten, ob ich wohl die Geburt des Kindes zu überstehen imstande sei? Gottes Allmacht, Güte und Liebe offenbarte sich hier auf's Neue, als Nachts $\frac{1}{2} 9$ Uhr mein theures liebes Kind, zart, doch gesund das Licht der Welt erblickte. O! der Wonne, des Entzückens, mit dem ich unsern Liebling in meine Arme schloß! Welch namenlose Freude mein lieber Henri durch die Ankunft des Kleinen hatte, aber auch Welch liebevolle Besorgniß um mich, die eben vom tiefsten Elend zum höchsten Glück übergegangen und noch nicht einmal so viel Ruhe und Kraft besaß, um Gott für diese Wohlthat zu danken und den Liebling umschließend seiner Obhuth zu empfehlen. Mehrere Stunden darauf genoß ich eines erquickenden Schlafes, während denen noch das treueste aller Mütterchen neben mir wachte.“ — Zeugniß von lauterster Liebe, Frömmigkeit und Herzensgüte legen auch Mamas übrige Schriften ab. Diese Tugenden sind Erbteil des Hauses gewesen.

Als das fünfte von acht Geschwistern ist meine Mutter, Maria genannt, zu Winterthur am 25. April 1802 geboren.

Ihre Eltern sind der Spitalschreiber Johannes Ziegler, Inhaber der Steiner'schen Verlagsbuchhandlung¹⁾ und Regula Hottinger von Zürich gewesen. Schon frühe — 1813 — ward diese edle und treue Mutter den Kindern entrissen. Es wurde mir oft erzählt, wie erhebend ihr Ende, wie unsäglich schmerzvoll aber auch die Verlassenheit den Kindern und ihrem hilflosen Vater gewesen sei. 1819 schloß er seinen zweiten Ehebund mit Dorothea Rahn von Zürich, die den Waisen die beste Mutter und zeitlebens der von allen verehrte Mittelpunkt der Familie geblieben ist. Diese Stiefgroßmutter ist auch meine Großtante und Pathin gewesen, Tochter des 1812 verstorbenen Arztes und Chorherrn Johann Heinrich und Schwester des Med. Dr. Johann Rudolf Rahn zum „Leuenstein“.

Der letztere, mein Großvater, hatte sich 1798 mit Regula Meyer, Tochter des Direktors Johann Heinrich Meyer-Hirzel vermählt. Zwei Söhne und zwei Töchter sind aus ihrer Ehe hervorgegangen und von jenen ist Heinrich, geboren am 1. Februar 1803, mein Vater geworden.

Mir ist unbekannt, warum er zu dem väterlichen Berufe sich nicht entschließen sollte. Ich weiß nur, daß er den Zug zum Studium der Chemie verspürte und nach seiner Universitätszeit am liebsten diesem Fache sich zugewendet hätte. Indessen die Verhältnisse wiesen auf Beschäftigungen hin, die ein gesicherteres Auskommen verhießen. Schon 1820 hat Papa seine Lehrzeit in der Apotheke zum „oberen Hammerstein“ angetreten, indem er gleichzeitig den theoretischen und praktischen Unterricht an dem zürcherischen medizinisch-chirurgischen Cantonalinstitut genoß. Dann folgten die Wanderjahre mit Aufenthalten in Tuttlingen von 1822 auf 1823, in Ellwangen bis Michaelis des selben Jahres und eine längere Anstellung in Coblenz (Rheinpreußen). Endlich nach zweijähriger Universitätszeit in Göttingen

¹⁾ Gegründet am 4. August 1772 von Heinrich Steiner. Hieran schloß sich die im Jahre 1791 von meinem Großvater Johannes Ziegler eröffnete Buchdruckerei.

fand zu Hause im Mai 1827 die Prüfung statt, kraft deren Papa „unter die Zahl der gesetzlich autorisierten Apotheker des hiesigen Cantons“ aufgenommen wurde. Ohne Zweifel geschah es in Anerkennung dieses rühmlich absolvierten Examens, daß ihm nun auch noch ein weiterer Urlaub bewilligt wurde, den er zu Aufenthalt in Genf und Paris benutzte. Inzwischen aber, noch vor der Abreise, war auch schon ein Abkommen in Zürich getroffen worden. Ein Onkel von der Mutter Seite, Herr Johannes Meyer-Zwingli, hatte eine Apotheke übernommen, die er als Kaufmann selber nicht führen durfte. Da kam denn der Neffe eben recht, um als Provisor im Hause zu walten, welche Stelle Papa von seiner Rückkehr aus Paris im April 1828 bis 1844 versah. Im Niederdorf, dem „Wellenberg“ gegenüber, wo eine 1856 verstorbene Großtante, Frau Elisabetha Meyer wohnte, entsinne ich mich, diese Apotheke und ihren Inhaber besucht zu haben, und auch Papas Walten lebt in der Erinnerung an die Freuden nach, die er dem Kinde mit militärischen Aufstellungen der selbst verfertigten „Rauchzäpflein“ bereitete.

1838, fünfunddreißigjährig, ist mein Vater zum Traualtar gegangen. Im „Neugut“ (jetzt Wülflingerstraße Nr. 35) bei Winterthur, wo die Familie oft verkehrte, hatte er seine Lebensgefährtin von Jugend auf kennen gelernt. Ich weiß wie innig die beiden sich liebten, aber wie schwer auch der Druck einer zarten Gesundheit auf Mama lastete. Alle, die Mama kannten, haben sie ihrer Frische und Munterkeit willig lieb gehabt. Sie war, so lange die körperlichen Kräfte ihr erhalten blieben, von unermüdlicher Betriebsamkeit, in weiblichen Arbeiten besonders gewandt, gut auf der Feder, wie dies ihre Aufzeichnungen beweisen. Ein helles aufgewecktes Wesen und fluges, mildes Urteil geht aus diesen Blättern hervor. Sie hatte als Kind zu den Robusten gezählt und ihrer frischen Streiche wegen der „Rudi“ geheißen. Dann aber traten schon früh die Jahre der Prüfungen ein, unendliches Leiden, die aus einem zerrütteten

Nervensysteme kamen und jegliche Kunst des Arztes fruchtlos machten. Nur eines blieb der Kranken ungeschmälert, ihr Frohmut, der in jeder Pause des Leidens zum Durchbruche kam, und eine Tapferkeit, die auch die Achtung Harder erweckte. „Ich habe der gleichen Operation einen starken Gesellen unterzogen, der sich dabei wie ein Kind benahm, von Ihnen ist sie heroisch überstanden worden.“ Der Arzt, der das sagte, hatte die Vermöste mit glühendem Eisen traktiert, sie hatte es lautlos geduldet und nur ein Taschentuch in ihren Schmerzen zerbissen. Am 2. Juli 1843 hat ihre Erlösungsstunde geschlagen. Ich war damals schlafen gelegt und habe erwachend die Selige beschrieben, wie sie im Leichengewande gebettet worden war. Der Engel hatte seinen Liebling grüßen wollen. Mama liegt neben der Südseite der Neumünsterkirche beigesetzt, in einem der wenigen Gräber, die dort noch in Ehren gehalten sind.

Es wäre ein Wagniß gewesen, das zarteste Kindlein zur Kirche zu tragen. Im Elternhause habe ich die heilige Taufe von Herrn Diacon Pestalozzi bei Predigern empfangen. Der Mutter, auf deren Schmerzenslager der Kleine so oft gebettet wurde, entsinne ich mich, und auch anderer, die es gut mit mir meinten. Ein Freund des Vaters, Herr Doctor Hohl, sprach täglich vor, und des Pathen Töchterchen, der 1870 verstorbenen Frau Amalie Nüseler-Meyer, schien ich ihr liebstes Spielzeug gewesen zu sein. Unten im Hause wohnte eine Familie Suter. Der Gatte Heinrich war Chirurg in französischen Diensten gewesen, in welcher Eigenschaft er den Uebergang über die Beresina mitgemacht hatte. Ich erinnere mich von späteren Besuchen dieses Männleins mit der gefürzten Nase und habe auch nachmals vernommen, wie er zu diesem Male gekommen sei. Ausgehungert und fast erfroren hatten er und seine Kameraden auf der Flucht durch Russlands Steppen eine Hütte überfallen und dort an Kartoffeln sich sättigen wollen; in der Gier des Heizhunders habe Suter unvorsichtig manipuliert und durch die Berührung von dampfender Frucht und erfrorener Nase das

Antlitz seiner kräftigsten Auszeichnung beraubt. — Auch anderes lebt nach: das Gedächtniß an Besuche bei Verwandten, von denen ich selten unbeschwert nach Hause kam, und an schmerzhafte Empfindungen, die Lärm und rohe Auftritte erregten, so empfindlich, daß mich der Anblick eines geheckten Schlachttierchens weinen machte.

Inzwischen war Papas zunehmende Kränklichkeit der Grund zur Uebersiedelung nach Winterthur geworden. Das gab — am 17. April 1844 — eine heimwehvolle Nacht, bis der Schlummer die tränennüden Auglein schloß. Aber eine fremde Welt war es doch nicht, in die mein Beschützer mich geleitet hatte. In dieser neuen Heimath, dem Hause zum „Thiergarten“ an der Postgasse, jetzt Marktgasse Nr. 43, hatte sich Großmama bei einem Schwiegersohn, dem Tuchhändler David Heinrich Forrer-Ziegler und seiner Gattin eingehaust. Diese „Tante Döde“, wie sie in der Familie hieß, schloß auch mich in ihre Liebe ein; ein Kreuzlein, welches die gute Frau zu vielen andern legte, denn dem Knäblein war der Ruf eines vielbedürftigen und verzärtelten Wesens vorausgegangen. In drei Stockwerken lösten sich jetzt die täglichen und stündlichen Besuche ab. Im ersten war Tantes Wohnzimmer gelegen, wo die Mahlzeiten gehalten und gemeinsame Besuche empfangen wurden. Hier war auch der Tummelplatz, wo sich die Tochter Anna und die Söhne Jacques und Hans ihrem Betterchen angenehm machten. Im folgenden Stocke hatte sich Großmama und zu oberst Papa zurückgezogen; jene in einem geräumigen, heimeligen Zimmer mit stuffierter Decke, nußbraun getäferten Wänden und einem Kachelofen, den blau auf weiß gemalte Landschaften zierten. Dort schaute mich jedes Stück als alter Bekannter an, wenn ich nach Jahren wieder zum Besuche kam, denn Großmama hielt unverbrüchlich an ihrem kleinen Inventare und seiner Stellung fest. Unglaubliche Geduld und Langmut, welche diese edle und aufopferungsvolle Frau bewahrte, kamen dem Liebling zugute, der bald schmeichelnd, bald empfindsam aufbrausend und durch alle Phantasien

schweifend der gebrechlichen Matrone Dienste begehrte. So kam es, daß ich einmal den verwundeten Reiter spielte. Ich hatte mich zu diesem Behufe unter ein schweres Schaukelpferd gelegt, von dem es trotz des Schreiens keine Befreiung mehr gab, bis Susturs von unten der geängstigten Großmama zu Hilfe kam.

So romantische Ideen hatte ich oben geholt, in Papas Zimmer, welches mein Allerheiligstes war. Ich sehe ihn noch, wie er in seinem „Lismer“, einer gewirkten Jacke, hantierte, erst etwas brummig, wenn der Stammhalter zur unrechten Stunde kam; aber nicht lange hielt der Schatten vor; ich kannte eine Kommode, deren Inhalt mir höchste Freude und Papa auch sogleich wieder seine Ruhe verschaffte. Dort nämlich wurde die „Helgentrücke“ gezogen, die alles barg, was des Kleinen Herz erfreute; Soldatenbilder besonders, die mir Papa erklärte und mir wohl auch zu illuminieren erlaubte. Dann ging es nicht lange, bis auch die Anfänge zum Zeichnen und selbst des Componierens folgten. Ist es zufällig, daß ich schon damals Ruinen und Bauten mit Spitzbögen zeichnete? sie sind ja zeitlebens meine Lieblinge geblieben. — Noch zwei Anlässe haben sich eingeprägt: die Aufnahme eines Daguerreotypes, das Papas Bildnis und das meinige vereinte, und eine Ausfahrt nach Andelfingen, wo Papa einen Studienfreund, den seligen Doctor Breiter besuchte. Der sonnige Morgen, da wir im Chaischen durch die traulichen Gassen in eine neue Welt der Erscheinungen fuhren, ist ebenso unvergessen, wie das Vergnügen an den bunten Hosenträgern, die zum ersten Male meine Leiblichkeit schmückten und am Ziele den Neid eines Gespanen erregten.

*

Nur kurz war der Aufenthalt in Winterthur gewesen. Den Begehren und Launen des Kindes war weder der kränkelnde Vater, noch waren vollends dem erwachenden Selbständigkeitstrieb die guten Frauen gewachsen gewesen. Festere Führung

war jetzt geboten; in anderer, frischerer Luft sollte ich auch körperlich gesunden.

In Herisau lebte die 1803 geborene Schwester meiner Mama, Margaretha, seit 1839 mit Herrn Johannes Steiger am Obstmarkt vermählt, und zu diesen meinen unvergeßlichen Pflegeeltern fand im Sommer 1844 die Übersiedelung statt. In Wyl wurde Mittag gemacht, was Papa veranlaßte, mich durch das Städtchen zu führen. Wir kehrten auch bei der Kirche vor, deren Inneres ich, emporgehoben, durch ein Gitterfensterchen erblickte, lauter Pomp, das erste katholische Gotteshaus. Das Einzelne ist mir entgangen, aber der Eindruck des Ganzen unvergessen, und wenn immer wieder auf Altes die Rede kam, da schwante mir das blonde Städtlein mit seinen Wundern als Inbegriff romantischen Schauens vor.

Es zeugt von dem Wohlwollen der mich Empfangenden, daß das Heimweh auch nach Papas Abreise unterblieb. Ich fühlte mich aufgehoben vom ersten Tage an, wenn ich auch sogleich spürte, daß hier ein fester Wille regierte. Wie soll ich diese neue Heimat schildern? Lauter Liebes, lauter Güte habe ich dort erfahren und elf Jahre lang das schönste Familienleben genossen. Nie habe ich häuslichen Zank oder auch nur ein unliebsames Wort zwischen den Pflegeeltern vernommen. Meine erste Gespielin war das einzige Töchterchen, die 1842 geborene Erminia. Ich fand mich sogleich mit ihr zurecht und daß sie mein Schwesternchen sei, stand ebenso fest wie die Überzeugung, in keinem anderen Hause als dem der Eltern zu wohnen. In glücklichem Ebenmaße wußten Onkel und Tante mit Geduld und Güte eine Festigkeit zu paaren, der ich mit instinktivem Gehorsam entsprach. Für Zucht und Ordnung war die Schule da; den Regungen des Herzens und einer Welt von kindlichen Bedürfnissen kam die Liebe im Hause entgegen, die mich so zärtlich umfing, daß ich oft das Gefühl des bevorzugten Kindes hatte.

Durchaus nicht anmutend — im Gegensatz hiezu — stellte sich das Leben in der Kleinkinderschule dar. Hier führte Frau

Brugger das Regiment, ein langes, hageres Weib, das schielte, braun wie eine Zigeunerin und so häßlich war, daß die Furcht vor ihr nur derjenigen nachstund, mit der uns des Sohnes Flüche und Püffe auf den Spaziergängen erfüllte. Doch war das kein Schaden, denn einen Dämpfer mußte ich fühlen, weil der Brausekopf noch immer revoltierte. Er hat mir auch gleich zu Anfang fast böse mitgespielt. Mit einem Säbel, der hübsch aber doch zu kräftig war, hatte man mich, weil er von Papa stammte, in die Schule gelassen. Dort war ich mit einem Gespanen in Konflikt gerathen, den kurzerhand des Schwertes Schärfe entscheiden sollte. In der That, ein Ruck, ein Hieb, eine Schramme, Geschrei und was sonst noch erfolgte, ich weiß nicht mehr, als daß ich meine Waffe ohne den Ruhm des Helden verlor.

Zum Fortschritt im Lernen war die „Nachmittagschule“ bestimmt. So wurde die Elementarklasse im „Oberdorf“ genannt, die mir den künftigen Weg zum Schriftsteller und einem allezeit schwachen Rechenmeister bahnen sollte. Fast noch origineller als die erste wurde diese zweite Stufe geführt, in einer Umgebung, der zum mindesten ein volkstümliches Gepräge nicht abgesprochen werden konnte. Barfuß, wie die meisten Kinder, trat gelegentlich auch der alte Herr Signer ein, dessen weitere Auszeichnung in blauer Blouse, schwarzer Zipfelmütze und einer Haselgerte bestand. Diese letztere wurde gleich dem Lineal oft und nachdrücklich geführt, im Uebrigen auch dem Humor sein Recht lassen. Mochte ein Kind — zum wievielten Male — eine Ziffer nicht behalten, so pflegte Herr Signer ein Hütchen darauf zu zeichnen, „das ist der Oberst mit dem Federbusche und das der Herr Hauptmann, merke dir's jetzt“. Ich war leidlich begabt, nur das Singen wollte durchaus nicht geraten; die Noten sind mir stets ein Kreuz geblieben. Auch das Auswendiglernen von Bibelsprüchen war eine Qual, meist paulinischer Verse, die fast unfaßbar und dem Kinde auch unverständlich blieben. Für die Liebe zum Bäschen zeugte die Bitte, mit der ich einmal unter Tränen die Mithast im Zurückbleiben erflehte, das jener zur Strafe diktiert worden war.

An dieser Schule war es bald nicht mehr genug; es sollte der Schwärmer noch mehr und dauerhafter beschäftigt werden. Im eigenen, von einem Gärtchen umgebenen Hause, das am Ausgang des Dorfes zur Hofegg lag, wurde von einem Herrn Walser Schule gehalten, deren Jöglings, wie es einem Privat-institute entsprach, aus besseren Häusern kamen und denen das Gärtchen auch zwischen den Schulstunden offen stand. Dort fanden sich Turngeräte vor, für mich zwar verbotenes Zeug, weil eine unlängst überstandene Krankheit die strengste Schonung des Körpers gebot. Allein wie hätte ein Knabe darauf achten mögen. Versuche am Reck und Barren wurden bald täglich gemacht; im Klettern tat ich's den meisten zuvor und auch das Stelzenlaufen hat mich Herr Walser gelehrt.

Unser Häuschen am Obstmarkt hatte damals noch in seinem alten Wesen bestanden, „gestricht“*) und über dem einzigen Oberstocke mit einem Satteldache in Mansardenform versehen. Drinnen sah es einfach aus. Die untere Stube war Onkels Comptoir, wo er als Mousselinefabrikant die „Stückli“ rüstete. Im ersten Stock lagen Wohnzimmer und Küche nebst zwei Kammern, deren eine, zwischen Wohnstube und dem elterlichen Gemach, meine Lagerstätte enthielt. Unter dem Dache endlich war ein Kleinod, das „Säli“, geborgen, das für mich eine besondere Bedeutung besaß, seines Schmuckes willen, der aus hunder Täfermalerei bestund, Landschaften, in denen sich, wohl die Jahreszeiten darstellend, gar elegante Herren und Damen bewegten, alles in lustigem Roccocostile, wie die Schnörkel, welche die Felder umrahmten. Dieses Säli war mein Carcer, wenn ich etwas verbrochen hatte. Zerknirschung, Troz oder Reue waren die ersten Gefühle, die mich da drinnen beseelten; aber bald kam ein anderes dazu, das Interesse, das ich an den Schildereien empfand, und noch etwas hatte Tante wohl auch nicht geahnt:

¹⁾ So wird Blockverband im Gegensatz zu Fachwerk oder Riegelkonstruktion genannt.

hier nämlich lagen in unverschlossener Kommode die Geschenke verwahrt, die Papa gespendet hatte. Sie waren zu reich und manche dem Alter so vorgreifend gewählt, daß sie erst später und bei besonderem Anlasse mir überwiesen werden sollten. Diese Schätze zu betrachten war vollends Genuß. Als dann aber Tante einmal zu einer solchen Musterung kam, da war es freilich mit der Bestimmung des Sälchens zum Pönitenzraum für immer vorbei. Sonst war alles schlicht beschaffen. So niedrig waren die Zimmer, daß ich als Knabe schon mit gereckten Armen die Diele erreichte und bei späteren Besuchen jeweilen erst ein Stadium von Druck und Bangigkeit überwinden mußte. Aus unbemaltem Tannengetäfer bestanden die Wände; dem Anstrich mit Ölfarben hat erst ein Neubau gerufen; aber warm und traulich sah es gleichwohl aus. Der Gottesfriede wohnte bei uns und eine Ordnung, die das Kleinste beherrschte.

So waren auch Onkel und Tante, etwas altväterisch zwar, aber stets auf's Sauberste gerüstet. Ich sehe sie beide, Tante mit dem Schlüsselbund, den eine stählerne Lyra unverbrüchlich an der Seite hielt, und dem wohl geordneten Häubchen, aus dem ein Antlitz mit etwas vorstehenden Oberzähnen und zwei klugen Augen voller Liebe schauten. Onkel mit der Dignität, die ländlichen Magistraten eignet, hager und mittelgroß, mit dunklen wohl gepflegten Haaren, das er nach damaligem Schnitt mit glatten Schweiflöcken vor die Ohren strich; das braune, nicht schöne Gesicht umrahmte ein dünner Bart, der die hohe steife Cravatte mit einem Büschel deckte. Ein trockener Ernst, fast Strenge war die Hülle, in der sich ein tiefes und warmes Gemütsleben barg. Der Kuß, mit dem er meinen Abschied aus diesem zweiten Elternhause segnete, bebt noch nach. Onkel wußte vortrefflich zu erzählen; besonders im Freien, auf Spaziergängen ging er so recht aus sich heraus. Es war eigentlich rührend, wie er mir einmal alle seine Erlebnisse im Sonderbundskrieg und dann wieder von dem Glück erzählte, durch das er zu seiner Lebensgefährtin gekommen war. Bei guter Laune gab er köst-

liche Nachahmungskünste zum besten und Vergleiche und Treffer, die bleibend saßen. Seine unbeugsame Rechtlichkeit, das geordnete Wesen und eine spartanische Sittenstrenge trugen ihm die Achtung aller ein.

Den Abend pflegte Onkel, nach Ortsgebrauch, in Gesellschaft seiner Herren zu verbringen. Dann waren wir allein, bis etwa Doctor Hohl seine Visite machte. Von ihm, dem Freund des väterlichen Hauses, habe ich viel aus meiner frühesten Umgebung gehört. Diesem baumlangen Hagestolz mit dem von häufiger Rose gedunstenen Gesichte und der Zwiebelnase, auf der eine silberne Brille saß, durfte ich den täglichen Bedarf an Trinkwasser holen, dessen beste Qualität der Brunnen in der Bachgasse lieferte. Für jeden Krug wurde ein Rappen alter Zürcherwährung spendiert, was schließlich ein nettes Sümmchen machte. Es sezte bittere Tränen ab, als ich mich 1852 bei der Einführung des neuen Geldes von diesen appetitlichen Dingern trennen mußte.

Wie einfach war doch das häusliche Dasein beschaffen. Da saßen abends Tante, Magd und Kinder am runden Tisch beisammen. Das Licht einer Talgkerze diente allen, mit öfteren Unterbrechungen, die völliges Dunkel wurden, wenn die Punktenschere dem Docht zu nahe gegriffen hatte. In solchen Fällen war der Gebrauch eines Zündhölzchens erlaubt, sonst nur des Schwefelholzes, dessen gelbes Gegenende so lange als möglich gespart werden mußte. Als ein Wunder wurde die Oellampe bestaunt, die anfangs der fünfziger Jahre ihren Einzug hielt, ein Standrohr auf quadratischer Plinthe, an welchem oben das Reservoir in Form einer ovalen Büchse klebte; alles in chokoladebraunem Firniß glänzend. Gleich haushälterisch wurde mit anderem verfahren. Ich zeichnete gern, doch mußte die Schiefer-tafel genügen; nur besondere Anlässe brachten ein paar Bogen blanken Papiers, die dann wie Schätze für die besten Copien oder selbsteigenen Erfindungen aufgespart wurden.

Onkel hatte Hauptmannsrang, daher denn eine militärische

Zucht das Ganze beherrschte. Er stand als frühester auf, um in langschößigem, ausgetragenem Uniformrock und einer hohen Topfmütze die Öfen zu heizen. Nie hätte er dieses Geschäft der Magd vertraut. Die Sorge ums Feuer war erstes Gebot. Er nahm auch allnächtlich die Dunkelrunde durch das ganze Häuschen vor. Noch bei Kerzenschein wurde im Winter Toilette gemacht, zu welchem Behufe ich mich als gereifsterer Knabe in die Küche zu begeben hatte. Auch meine Schuhe zu putzen war gelegentlich befohlen; ich sollte alles lernen. Das Klopfen und Ausbürsten der Kleider hat Onkel mit Strenge überwacht. Ging ich zu Bett, so mußten Gewand und Wäsche so geordnet liegen, daß ein Griff genügte, um sie unter den Arm zu packen. Das sei nötig, hieß es, weil niemand wisse, was über Nacht passieren könne.

In dieses Kapitel gehörten die Weisungen, die ich hinsichtlich des Benehmens erhielt. In einem Stücke giengen sie nach modernsten Begriffen wohl etwas zu weit. Bescheidenheit wurde zuvörderst und immer wieder gelehrt. Daraus erwuchs dann eine Gewohnheit, der das Selbstgefühl auch dann sich beugte, wenn Stolz und Rückgrat am Platze gewesen wären, und ein sich Imponierenlassen, das nur zu lange vorgehalten hat. Ich will aber daraus keinen Vorwurf erheben; jene Forderung lag im Charakter der Zeit und Onkel und Tante hatten sich in Kleinbürgerlichen Verhältnissen von Hause aus ducken müssen. Sonst wurde ich auf's Beste geführt. Nie ging ich straflos auch nur für den Schein eines unanständigen Wortes aus. Wie manchem Jüngling wird das Linksgehen neben älteren Personen erst in der Kaserne, und manchem überhaupt nicht beigebracht, daß es unhöflich ist, seinen Hut auf den Esstisch zu legen. Mit besonderer Genugthuung wies Onkel einmal auf einen Burschen hin, der beim Grüßen die Cigarre aus dem Munde nahm. Auf tadellose Ordnung und Reinlichkeit in Kleidung wurde gehalten. Zeitungslektüre war mir und dem Bäschchen während der ganzen Dauer unserer Kinderzeit verboten.

Seit ich der Pflegeeltern Nähe nicht mehr benötigte, war das Comptoir meine Schlafstätte geworden. Mit einer Kerze wurde heruntergeleuchtet und dann die Toilette im Dunkeln gemacht. Das hat dann einmal zu einer eindrücksvollen Episode geführt. Im Begriffe mich auszufleiden, glaubte ich schweres Atmen zu hören. Ich wollte mir's ausreden, lauschte und hörte es wieder ganz vernehmlich hinter dem Ofen hervor. Und nun, wer hätte den Hülsschrei verargen können, auf welchen Tante sogleich herunter kam. Sie hatte es schon geahnt, denn die Magd, der es gestattet war, ihren Bräutigam bis zu meinem Rückzuge bei sich zu haben, hatte ihn unangemeldet dort unten gelassen. „Es ist ja gad de Benziger“ hätte er, wie Tante sagen können; aber vom Schrecken war auch dieser Redliche gelähmt.

Solange Papa lebte, sprach er alljährlich oft mehrmals vor. Er stieg im Heinrichsbade ab, wohin ich öfters zu Ausfahrten im Chaischen geladen wurde. Eine solche nach Rorschach ist lebhaft im Gedächtnis geblieben und nach St. Gallen, weil ich mich dort an einer vorbeigeführten Kanone vergaßt und Papa vorübergehend zu meinem großen Jammer verloren hatte. Grenzenlos ist seine Güte gegen das Söhnlein gewesen. Sie hat, besonders der viel zu kostbaren Geschenke willen, die gerechtfertigten Bedenken und Einwürfe meiner Pflegeeltern erregt. „Er wird mir schon noch einmal folgen müssen,“ erwiederte Papa darauf. Ich glaube aber nicht, daß es dazu gekommen wäre, denn Weichheit und Zartgefühl waren ihm eben dermaßen eigen, daß sie auf Schritt und Tritt der Autorität ein Schnippchen geschlagen haben würden. Von diesem Feingefühle zeugt eine Episode, die ein Jugendfreund, der selige Junker Verhörrichter Meiß, aus Papas Lehrzeit in Coblenz erzählte. Auf einer Rheinfahrt hatte ihn jener mit zwei Reisegenossen besucht. Beim Abschied händigte Papa jedem ein Paketchen ein, besonders und mit der Weisung, daß es eine Überraschung enthalte, die er erst auf dem Boote gemacht wissen sollte. Da zeigte sich's denn, daß alle drei ein Geschenklein tauschten. In Göttingen hatte Papa nur

„der kleine Röhnl“ geheißen. Seines Mutterwihes wegen war er bei allen beliebt, er hat ihn auch bei den Appenzellern in Respekt gesetzt. Für kostbare Bücher, Stiche und originelle ächte Gebrauchsartikel, besonders englische Ware, besaß er eine große Liebhaberei und dabei den Apothekersinn für das Sammeln und Ordnen. Er ist auch dem Sohne eigen geworden. Seine Handschrift war die zierlichste, in engen Zeilen wie gestochen. Nach seinem Tode fand sich Ersch und Grubers Realencyklopädie, die er, Band für Band, mit dem sorgfältigsten Inhaltsregister versehen hatte.

Am 25. Dezember 1847 war Tante, die im Wohnzimmer schrieb, durch ein dreimaliges deutliches Klopfen stützig geworden. Sie frug was ich wollte, trat auch herzu, ich lag aber in ruhigem Schlaf abseits von der Wand gebettet. Am folgenden Tage traf eine vorbereitende Nachricht und darauf, durch die Post verspätet, die Kunde von Papas Hinschied ein. Im Begriffe, die Reise zu mir anzutreten, war er, vom Schlag gerührt, neben dem schon fast gepackten Koffer hingefunken. Drei Tage später, zur nämlichen Stunde, wo Tante jene Zeichen gehört haben wollte, hauchte der Gute sein Leben aus. — Wie ziehen doch Leid und Freude am Kinde vorüber! Ich entsinne mich so gut des Erwachens, da Tante zu mir kam und weinend frug: „Was würdest du sagen, wenn Papa gestorben wäre?“ Ich verstand, was sie meinte und ein Thränenstrom war die Antwort darauf. Aber schon beim Frühstück ward der Schmerz durch den Anblick eines „Eierfranzes“ gemildert und als vollends die Trauerbinde meinen Rockärmel schmückte, da sauste ich als einer der Stolzesten auf dem Schlitten vor dem Hause hinab.

Eine schwere Sorge blieb Papa erspart. Ich hatte mich nach gewohnter Weise auf dem Schlitten getummelt, als ein plötzlicher Schmerz in der Hüfte mich dermaßen lähmte, daß ich nur gestützt zu dem nahen Hause gelangte. Durch Anwendung von Blutegeln schien das Gleichgewicht binnen acht Tagen wiederhergestellt, aber ich blieb dabei, daß eines der Beine

fürzer als das andere sei. Man wies auf die Schwäche hin, die das nur scheinbar mache, doch wurde gemessen und eine Ausrenkung der Hüfte konstatiert. Noch gedenke ich des Schreckens und Schmerzes, den ein dem Schlafenden mit plötzlicher Wucht von der Hüfte gerissenes Pflaster verursachte. Mein Arzt war Doctor Hohl gewesen und ihm verdanke ich diesen Eingriff, der mich vor einem bleibenden Presten bewahrte. Oft habe ich in der Folge noch auf dem Krankenbette gelegen und erst da meine Tante aus dem Grunde ihres reichen Herzens kennen gelernt. Mit welcher Besorgnis wachte sie auf jede Veränderung, die sich in dem Befinden des Patienten zeigte; wie unermüdlich war sie auf die Erfüllung seiner vielen Wünsche bedacht; trug sie alles herbei, was zerstreute, oder dem Sinn eine neue Richtung zu geben vermochte; verzichtete sie auf Ausgänge, um immer zur Stelle zu sein, dem Leidenden mit ihrer lieben weichen Stimme zu erzählen und ihm bei den mancherlei kleinen Künsten behülflich zu sein, mit Schnüren, Pappen, Malen, worauf sie sich selber geschickt und flink verstand. Oh! diese Geduld und Langmuth und engelgleiche Liebe — wie oft habe ich sie leider nicht immer, und manchmal durch Täuschung, Starrsinn und Schmollen recht schlecht vergolten.

War es während jener ersten Krankheit, oder geschah es später, daß ich, einer kleinen Operation entgensehend, durch Großmamas Ankunft getrostet ward. Auch sie ist der gute Geist, nicht nur der unsrigen, sondern der ganzen großen Familie gewesen. Schweres hatte sie erdulden müssen: das Mitleiden um die Sorgen, welche die Stieftöchter oft nur ihr in vollem Umfange anvertrauten; eine unglückliche erste Ehe, die mit der Scheidung endigte; Verlust ihres kleinen Vermögens, um das ein gewissenloser Verwalter sie und andere Verwandte gebracht hatte; endlich die Last eines früh gebrochenen Körpers. Sie hatte schon jung an Gichtern gelitten, die Stimme verloren, so daß sie nur leise reden konnte, und nur auf den Stab gestützt vermochte sie hinkend ihre kurzen Gänge zu machen. Und doch

habe ich sie niemals muthlos oder traurig, sondern stets nur als eine freundliche, tapfere Frau gesehen, die mit ihrer Weisheit, ihrem Opfermuthe und klaren Güte, wohin sie kam, Frieden und Segen verbreitete.

Alljährlich fand sich Großmamma zu einem Sommeraufenthalt ein. Das war die einzige Lust, die ihr ein langes Vermögen erlaubte. Wie athmete sie bei der Ankunft in der reinen Frische auf und wie konnte sie sich nicht ersättigen, ihre geliebten Berge zu schauen. In der „Hofegg“, die hoch oben über dem Dorfe auf aussichtsreicher Höhe steht, nahm sie ihr erstes Quartier. Dort und später in der „Fabrik“ im Thale sprachen Enkel und Enkelin täglich vor, denn eine neue Welt voll kleiner Freuden und Freiheiten that sich da auf. Wir durften Rosinchen und Chokolade naschen, aus Zuckerstücken, die über der Spiritusflamme geschmolzen wurden, uns Zeltchen bereiten, und dann unter den Büchern kramen und die Erzählungen hören, die sich an das Geschauta knüpfsten. Gar manches, was von Kindheit auf dem Zürcher geläufig ist, wäre mir unbekannt geblieben, wenn Großmamas Rüstzeug nicht etwas davon enthalten hätte: Neujahrsblätter, die „Alpenrosen“ mit ihren poesievollen Bildnetten, Usteris „Muttertreue“ und „Kindesliebe“ und dessen gesammelte Werke, aus denen ich der Erzählung vom „Erggel im Steinhus“ am liebsten lauschte.

Großmamma war es denn auch, die mir die Zürcher Traditionen wahrte und, je mehr ich reifte, umso einlässlicher von dem „Leuenstein und seinen Descendenten“ erzählte. Wie horchten wir, wenn sie nach einer Pause auf die Franzosenzeit zu reden kam, von den August- und Septembertagen des Jahres 1799, da ihr Papa zweimal, unter Rosatenpferden hindurchkriechend, den Weg zum Wachtposten machen musste, weil die erbetene Sauvegarde gegen tumultierende Einquartierung nur für eine Korbflasche voller Branntwein bewilligt werden wollte; von den Rosaken, die durch die Gassen ritten und „Brute — Brute“ rufend, die Lanzen nach den Fenstern schwenkten; von den Blessierten,

die Straßen und Häuser füllten, den Verfolgungen Versprengter und den Schreckenstagen im Oktober, wo die Plünderung drohte, die Kolben schon an die Hausthüre pochten und drinnen jedem der Kinder ein Bündelchen mit seinen liebsten Habseligkeiten geschnürt worden war. Auch das tragische Schicksal Johann Caspar Lavaters, an dessen Andenken sie mit jugendlicher Seele hieng, ist oft ein Gegenstand der Erzählungen gewesen. Damals war Großmamma zwölf Jahre alt. Von einer zweiten Katastrophe, die Zürich drohte, dem Bombardement am 10. und 11. September 1802, kam ihr die Kunde in Bevey zu; ihr Bangen um erlösende Kunde hat sie mit bewegten Worten geschildert.

Das Haus zum „Großen Leuenstein“¹⁾, jetzt Nr. 3 an der Münstergasse, war nicht nur in Zürich, sondern weitum bekannt, denn sein Inhaber, der Chorherr Johann Heinrich Rahn war aller Freund. Ueber seine Domestica hat Großmama gerne berichtet; von dem Hauptreiz der Apotheke, der für sie ein lebender Fuchs am Rezeptiertische war; von den Mahnungen der Mutter, zu denen des Gatten nur allzugroße Freigebigkeit sie stimmte. Der Mineraliensammlung wegen hatte auch Goethe einmal vorgesprochen; sie war das Schätzkind ihres Besitzers, so daß Großmama, eine geborene v. Orelli, wohl öfters meinte: „kaufe doch lieber Brodt für deine Kinder als Steine.“ Gelehrte kamen viele ins Haus, die den durch Praxis und Lehramt Überlasteten oft jeglicher Ruhe beraubten. Als wieder einmal — erzählte Großmama — ein solcher Guest zur Unzeit sich meldete, habe ihr Papa geboten: „geh hinunter und sage dem Herrn ich sei nicht zu Haus. Ich lasse ihn grüßen“, fügte er schalkhaft bei. Dieser Botschaft entledigte sich die Kleine mit dem Nachsatz dazu, worauf der Fremde lustig meinte: „Grüße mir Papa auch und sage ihm, daß Kinder und Narren die Wahrheit reden.“ — Ein Verwandter

¹⁾ Der „Leuenstein“ wurde am 1. Juni 1844 um die Summe von 14,000 Gulden verkauft.

des Hauses ist Johann Gottlob Fichte gewesen. Als comes palatinus konnte Chorherr Rahn doctores freieren und kraft dieser Befugnis hatte er auch Fichte promoviert. Die Beziehungen mit ihm setzten sich auch später fort, indem der „Leuenstein“ die Verwaltung gewisser Vermögensbestände, ich vermuthe des Frauentheils, besorgte. Die Korrespondenz war meiner Großmamma Sache, die sich jeweiliig genierte, diesem „großen Gelehrten“ Briefe zu schreiben. „Ach was,“ pflegte Papa alsdann sie zu trösten, „wenn der Herr nicht einmal sein Vermögen verwalten kann, was thut's, wenn ein Sprachfehlerchen mit unterläuft.“ Später kam auch auf meinen Großpapa die Rede. Auf Schönheit voraus hatte er bei der Wahl seiner Lebensgefährtin geachtet. Sie kam ins Haus, aber ohne das Glück, dessen Vater und Sohn sich erfreuen durften. „Nimm ein Exempel daran“, fügte Großmamma jeweilen bei.

Es war eine große Zeit, von welcher der Knabe hörte, aber auch die Gegenwart zog nicht ohne Wolken vorbei. Des Geredes von den Freischärenzügen und von „Rothstrümpfen“ (Spottname auf die Ultramontanen) glaube ich mich noch zu entsinnen; von dem Gewitter, das daraus folgte, lebt die frische Erinnerung nach. Schreckensbleich kam Tante eines Sonntags aus der Kirche zurück; es war zur Pfeifstellung aufgerufen worden und damit befohlen, daß auch Onkel ziehen müsse. In stürmischer Regennacht zogen die Mannschaften vorbei; ich höre noch die dumpfen Trommeln und Onkels Abschiedsgruß, der von der Gasse herunter tönte. Eine Zeit des Bangens brach jetzt an; es war von Gefahren die Rede, die von zweideutigen Grenznachbarn drohten und je Schlimmeres befürchten ließen, je länger Onkels Kunde unterblieb. Einmal kam ein Paket ins Haus, das seinen Uniformrock enthielt. Welchen Schreck das verursachte, ist wohl zu begreifen. Sehr harmlos aber flärte die Sendung sich alsbald auf; sie beschloß ein übriges Stück, das im Felde nicht mehr diente. — Kinder sind bald beruhigt; dazu trugen die Aufzüge bei, die oft täglich die Neugierde reizten: der einer st. galler

Batterie mit Kanonen, wie ich sie seither nie mehr sah: vierrädrig mit langer Laffette und einem Munitionskästchen, das auf der Vorderachse saß, dazu noch Trommler, die statt der berittenen Trompeter an der Spitze marschierten. Dann wieder die „Frieschüzen“, ein Corps von Bürgern, deren manche ich kannte, grün uniformiert mit schwarzem Kreuzbandelier und häßlichem Tschakko von niedriger, weit aufgeschweifter Form, darauf ein langer birnformiger Pompon steckte. Und wieder so unvergessen bleibt der Landsturm, der sich unter den Fenstern unseres Häuschens auf dem Obstmarkt versammelte; Bauern mit Heubodenhüten, Tenüen aller Art und ältesten Calibers, Hellebarden und Morgensternen unter den Waffen und dazu eine Musik, die nicht nur Nerven, sondern auch Steine erschüttern konnte.

In raschem Zuge bekanntlich wurde der Feldzug geführt, doch nicht ohne Ernst, den auch Onkel erlebte. Im Sturm von Gislikon auf den Rooterberg am 23. November war er dabei, seinen Lieutenant Schlatter hatte ein Stück Kugel gestreift und auch Onkel sich tapfer bewährt. Das Nachtquartier sollte in einem Bauernhause bezogen werden, aber es lag eine Sterbende drin, und weil Gebet und Jammer Achtung und Mitleiden erweckten, so wurde beschlossen, trotz der Kälte im Freien zu kampieren bei Trank und Speise, deren Krone ein Produkt des Compagnie-Feldweibels war. Dieser Strödele, ein Zuckerbäcker, hatte so umsichtig gefahndet, daß die beste Torte zum Nachtisch erschien. Der 23. November ist von da an ein Festtag Onkels und seiner Lieutenants, der Herren Tobler von Speicher und Schlatter in St. Gallen geblieben, den sie als wechselseitige Gäste an ihren Wohnorten beginnen. Auch der Feldweibel sprach vor, zwar nicht persönlich, aber mit dem gleichen Gebäck, wie es anno 1847 so trefflich gemundet hatte und welches die „Strödeli“=Torte hieß, solange diese Gedächtnisfeier begangen wurde. Am 25. Dezember, dem ersten Weihnachtstage, fand der Einzug des Bataillons Bänziger statt, zu welchem Onkel gehörte. Zurüstungen aller Art wurden auf diesen Anlaß getroffen. Oben

am Obstmarkt zwischen der Kirche und dem Hause „zum Tannenbaum“ war ein Triumphbogen errichtet, von Säulen getragen, die Tannenreiser umwanden, und mit einem Frontispiz bekrönt, in welchem Dufours Bildnis prangte. Das Schönste aber mag doch die Einholung der Truppe gewesen sein. Die ganze Kinderschar war dazu bestellt, die Knaben voraus, deren jeder ein Fähnchen trug; dann folgten die festlich gekleideten Mädchen. Erminia war noch zu klein, um mitmachen zu dürfen; sie war als Zuschauerin mit einer alten Magd gekommen. Als nun der Aufmarsch tambour-battant der Festwiese sich näherte, da fand sie mit sicherem Blick den Vater heraus; ein Sprung und sie hatte den Glücklichen umfangen. „Du hest aber en Schnauz!“ rief sie zum Lachen der Mannschaften aus. Diese Zierde hatte Onkel aus dem Felde gebracht, dann ist sie mit dem Kriegsgewand wieder beseitigt worden. Eine glücklichere Weihnacht haben Onkel und Tante wohl nie mehr gefeiert. Sie ahnten nicht, daß selbigen Tages mein guter Papa gestorben war.

Die Erinnerung an das Durchlebte blieb Onkel ein teures Gut. General Dufours und Oberst Eduard Zieglers Porträte und ein Bild des Treffens bei Gislikon haben von da an seine Schreibstube geschmückt, im Wohnzimmer aber waren in gemeinsamem Rahmen die colorierten Sonderbundsorte mit einer größeren Bedeutung Luzerns in der Mitte vereinigt.

Im folgenden Frühjahr fingen die Erschütterungen im Auslande an. Von überall lief die Kunde von Aufständen ein, deren Ende auch der Schweiz einen Denkzettel brachte, den Einmarsch badischer Flüchtlinge, der im Sommer 1849 erfolgte. Uns Knaben war das ein hoher Genuss. Ständig, nachdem die Kunde von den Ankömmlingen verlautet hatte, zogen wir auf der Straße nach St. Gallen zur Reconnoisierung aus. Endlich erschien ein langer Zug von Soldaten, wie wir solche bisher nur auf Bilderbogen gesehen hatten. Des Sonntags besonders nahmen sich die Mannschaften recht stattlich aus, mit weißer Hose, gut sitzendem Waffenrock und der Pickelhaube, die damals

noch ein hohes und steifes Gethürme war. Ein solcher „Flüchtlinger“, wie wir kindisch diese Fremden nannten, hat sich dann noch in besonderem Maße verewigt. Als eingefleischter Kletterer war ich auf das Aufengestell eines „Galgbrunnens“ geturmt, dort aber mit einem Bein ins Gestänge geraten, aus dem es sich nicht mehr befreien ließ. Als ratlose Zeugen standen meine Kameraden zur Seite, bis endlich der Retter erschien, ein strammer Musketier, der mit sicherem Griff den Schreihals erlöste.

Es mag schon aus dem bisherigen geschlossen werden, daß mein Dasein des Wechsels von Eindrücken und Reizen durchaus nicht entbehrte. Soll ich ein Weiteres schildern, was Tag und festliche Gelegenheiten brachten?

Drei Meldungen ließen sich von außen vernehmen: die des Milchmannes, eines munteren Sennen, dessen Ruf des „Miloch“ begleitet von erflecklichem Klappern des Deckels seiner hölzernen Tasche war. — Eine zweite war die des Leichenbitters, der mit einem langen Stabe an die Fensterbrüstung pochte und hierauf die übliche Einladung erließ. An den Leichenbegägnissen nahmen beide Geschlechter teil, die Männer zuerst, die Frauen im Gefolge. Unter jenen zeichneten sich die Honoratioren durch einen schwarzen Mantel von dünnem Stoffe aus, der, an die Schultern genestelt, lang und schmal herunter hing oder wohl auch über den Ellbogen geschlagen wurde. Unter den Landleuten trugen noch manche den sog. Heubodenhut, hoch und dem Napoleonshute ähnlich, der aber nicht quer, sondern mit den Spiken vorn und hinten saß. — Die dritte Mahnung ist die des Nachtwächters gewesen. Ich habe diesen Biedern nie gesehen, sondern nur sein Ruf gehört: „Losed, was soll i sage, es het nüni gschlage, nüni gschlage.“ Feuerlärm wurde mit einer großen dumpfen Trommel gemacht, deren hastige Töne niemanden furchtlos ließen, weil die Feuersbrunst, die am Neujahrstage 1812 einen großen Theil des Fleckens zerstört hatte, noch in aller Gedächtnis war.

Ein schöner alter Brauch war uns Kindern befohlen, jeder-

mann ohne Unterschied zu grüßen und wenn die Betglocke am Abend läutete, auch inmitten des Spieles „Goit's Name“ zu sagen. Bestaunte Erscheinungen sind die ab und zu durchziehenden Kapuziner gewesen. Wir ließen ihnen nach, um „Zähele“ (Diminutivum von Zeichen=„Helgen“) zu betteln, die sie uns bald in Form von Bildchen, noch öfters aber als winzige, theilweise vergoldete und bemalte Tonfigürchen der Muttergottes von Einsiedeln aus der Kapuze reichten. Auch ein Pilger, nach allen Regeln seiner Zunft gekleidet, kam einmal an unserem Spielplatz vorbei gewandert.

Festliche Anlässe lehrten manche wieder; Fastnacht, die mir der häßlichen und oft auch rohen „Božen“ (Maske) willen eher zuwider war. Um die nämliche Zeit fanden die Balgereien mit Wachholderruten statt, die jeder Bube im Walde geschnitten hatte. Hänseleien leiteten die Begegnungen ein, die bald zu Einzellämpfen, bald zu scharenweisen Attacken führten, einmal so, daß Erwachsene in die Feldschlacht eingreifen mußten. Der „Funkensonntag“ mit seinem Firmament von Höhenfeuern schloß die Fastnacht ab, ein Tag, der das leckere Gericht der „Bachschnitte“, in Eiern gebackene Lebkuchen auf die Tafel brachte.

Ostermontag war das Fest, das alles Volk nach dem Flecken lockte, weil die Feier des Tages der Schuljugend galt. Schon Wochen vorher war sie darauf vorbereitet worden; es galt zu zeigen, was Schreibkunst sei. Darum wurden die Hefte immer sauberer geführt, und, nahte das Fest, die extra schönen Bogen verteilt, auf die eine Sentenz, oder ein frommer Spruch mit Namen des Schülers geschrieben werden mußten. Nach diesen Proben ordnete sich schulweise der Festzug an, die besten Schreiber wurden zu vorderst und der unordentlichste Kalligraph, die „Suu“ (Sau) genannt, als letzter gestellt. Unter dem Geläute aller Glocken und unter der Anführung einer „Türkenmusik“ wurde alsdann die Kinderschar in die Kirche geführt, um dort dem Vormittagsgottesdienste beizuwohnen. Mir ist er mehr Prüfung als erbaulich gewesen, denn ich wußte, daß inzwischen

Großmamas Patengeschenke eingetroffen waren und wenn noch die Sonne so lustig durch die Fenster schien, da wurden Geduld und Sehnsucht erst recht auf eine harte Probe gestellt.

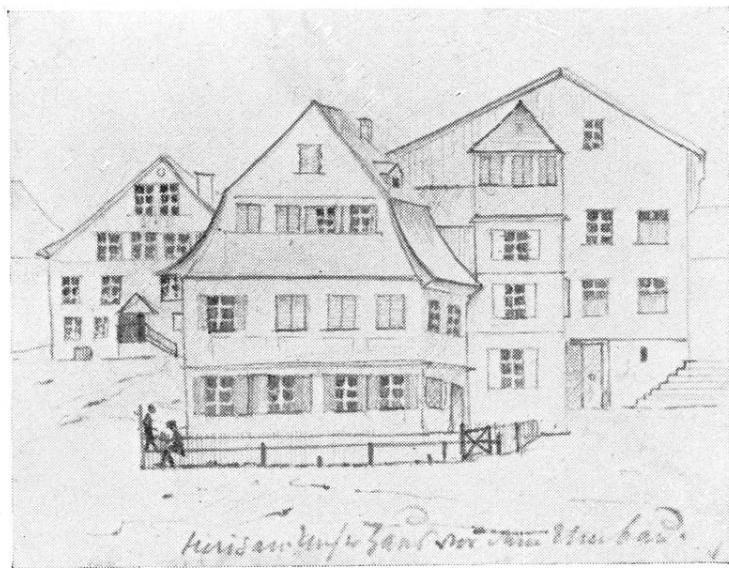
War Auffahrt schön, so pflegte ich mit Meinesgleichen nach Gößau zu gehen. Dort gab es ein Schauspiel, das uns, den Reformierten, ebenso fremd wie erstaunlich war. Schon das Meßgepränge mit Orgel, Lichtern und Weihrauch in einer dicht gedrängten Menge war dazu angethan, die Sinne zu umnebeln. Aber was für uns die Hauptache war, trat erst am Schlusse ein. Ein Schieben und Wogen kündigte die Einleitung, das Emporschauen der Menge die Richtung an, nach der auch wir als die hintersten spähten. Und allmählich stieg es auf, ein Bild des Erlösers, der auf Wolken sich höher und höher bewegte, ein Stück Illusion, solange die Auffahrt währte, ein armes Menschenwerk am Ziel, denn unversehens reckten sich aus dem Zenithloch die Hände herab, die Glied für Glied von dem Körper und dann auch die Wolken trennten, weil dem Durchlaß des Ganzen die Enge wehrte. Zu Hause war „Luggmilch“¹⁾ die Freude, die zum Auffahrtsfest gehörte, eine so allgemein beliebte Platze, daß, wer sie haben wollte, schon zeitig zum Sennen sich sputen mußte.

Weihnacht mit Geschenken zu feiern, war nur anfangs unser Brauch. Es fanden sich Ungebetene ein, vor denen meine Pflegeeltern die Zuflucht zu einer familiäreren Stunde wählten. Gleichwohl blieb Weihnacht eine glückliche Zeit. Schon der Vorabend mit seinem majestätischen Glockengeläute und den Erzählungen im trauten Familientreise stimmte uns selig und fromm. Es gab Vorgeschenke, Naschwerk, das Pathe und Pathin gespendet hatten. Sonntag Morgen hüteten wir Kinder das Haus, in allerlei Beschäftigungen vertieft, die das Formen von

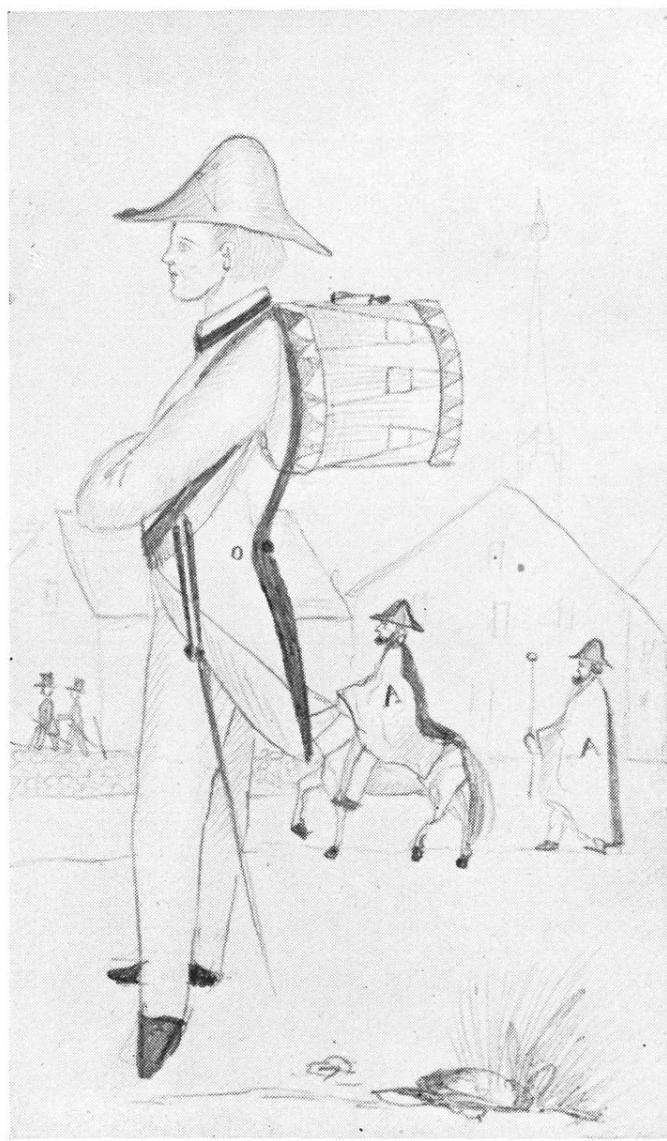
¹⁾ Halbfertige Butter, d. h. Rahm, der in einem bestimmten Stadium dem Butterfasse entnommen wird, ehe er in Butter übergegangen ist, alias „geschwungener Nidel“.

Chokolade und das Ausschneiden von „Tirggeli“ gab. Dann lauschten wir dem Gesang, der von der Kirche tönte bis das „Wir danken alle Gott“ den Schluß der Kommunion und die baldige Heimkehr der Eltern verkündigte. Besuche bei Freunden und Freundinnen mit Bewunderung ihrer Geschenke füllten den Nachmittag und wohl auch einen Theil des zweiten Feiertages aus, über alles aber die Spannung auf das, was in Bälde auch uns bescheert werden möchte. Und endlich war Sylvester da, der schönste und wonnigste Abend, der aus der Kindheit vorschwebt. Auf dem Schlitten mich tummelnd und später auf weiten Schlittschuhfahrten (in der Nähe gab es nur einen kleinen Teich, der zum Eissport benutzt werden konnte, wir führten daher unsere Schlittschuhpartien auf der Landstraße aus) hatte ich mich über den langen Nachmittag hinweg zu täuschen versucht, oder des Buchhändlers und andere Schaufenster betrachtend, wo so viel Begehrenswertes lag, von dem das eine und andere auch mir noch werden möchte. Noch hatte Onkel in der Schreibstube zu tun; wir harrten von Minute zu Minute auf ihn, denn, kam er, so wurde die dampfende Schüssel mit gesottenen Kastanien aufgetragen, die nebst einem Gläschen Malaga das bescheidene und doch so über alles willkommene Wahrzeichen der Jahresrüste war. Oh selige Zeit, wo die Mitternachtsglocken nur Freude und Wonne verkündeten und ein seliges Erwachen des Jahres Anfang war. Wie horchten wir da im nächtigen Morgen auf jeden Laut, der von der Wohnstube herüber tönte, wie späten wir nach dem Schimmer, der heller und heller durch Spalten und Schlüsselloch schien, bis endlich das wohlbekannte Zeichen, ein helles und feines Klingeln die Überglücklichen zu den Geschenken rief.

Noch zweier Feste will ich gedenken: der Landsgemeinde, die abwechselnd am letzten Sonntag des Monats April in Hundwil und Trogen abgehalten wird. Schon Samstags zogen die Truppen vorbei, die meisten aus Landleuten bestehend, die, sonntäglich gekleidet, jeder einen Infanteriesäbel, Hirschfänger oder



Herisau im Frühling vor dem Bau



Herisau 1854.

Faszinenmesser trugen, denn das Seitengewehr ist das Ehrenzeichen des Appenzellers, wenn er zur Landsgemeinde geht. Nur dem Unbescholtener kommt es zu, der nie kriminell bestraft worden ist, oder als Bankerotteur sich kompromittiert hat. Eine Täuschung würde es aber sein, wollte aus seiner Bedeutung auf eine ebenso stolze Führung dieses Sinnbildes geschlossen werden. Ein Bauer mit dem Säbel nimmt sich immer komisch aus. Hat er ihn umgeschnallt, so sieht er einem Dorfwächter gleich, trägt er ihn aber von Hand und einen Stock oder Regenschirm oben drauf, so drängt sich, wenn viele solcher Redlicher wallen, unwillkürlich der Gedanke an ein Völklein auf, das, der Waffen müde, sie irgend wohin abzuliefern geht. So friedlich wurden auch andere Klingen vorgeführt. Offiziers- und Galanteriedegen, mit welchen besser Situierte, die „Herren“ erschienen. Eine gemessene Würde hielt übrigens durchaus Stand; kein Jöhlen und Schreien wäre geduldet worden, auch des Morgens nicht, wenn die Schenken voller Männer standen, die als Marschmüde Erholung und Labung suchten. Bald kündeten Trommler und ein Pfeifer das Kommende an, jene die Sammlung (Appell?) schlagend, welche dieser einförmig accompagnierte. Recht spassig nahmen sich diese Spielleute aus, denen ein altes Männlein mit einer Hellebarde voranschritt. Eine Zeichnung — aus frischer Erinnerung an die Hundwiler Landsgemeinde entworfen — stellt einen der Tambouren vor mit Oberstenhut und Degen, weißen Beinkleidern und einem senkrecht in gleichen Hälften schwarz und weiß geteilten Frack. Als zahnloser Alter, der sich ähnlich trug, rückte der Pfeifer auf. Sein Instrument war viel bewundert, eine schwarze Querpfeife mit zahlreichen Schilden, die an gleichfalls silberner Kette von ihr herunterhingen. Diese Schilder waren Ehrengeschenke, die jeder neugewählte Landammann gestiftet hatte, ein stolzer Beleg für die vielen Jahre, die im Dienste verflossen waren. Zur dichten schwarzen Masse drängte sich jetzt die Gemeinde zusammen, überragt von der Bühne, auf der ein großes Schwert,

das Abzeichen des Landammanns, glänzte. Dieser inmitten des kleinen Rates, die Weibel in ihren kleidsamen Mänteln zur Seite, leitete nunmehr die Verhandlungen ein. Ein Brausen und Rauschen ging jeweilen der Abstimmung voraus, die mit offenem Handmehr vollzogen wurde, nicht immer einwandfrei, in welchem Falle ein fast unheimliches Gemurmel und Rufes von hüben und drüben eine abermalige Schätzung begehrte. Erschütterndes Lachen zeigte den Beifall an, den die Versammlung gewissen Pointen zollte. Ich entsinne mich eines Kandidaten, der sich als Weibel empfahl und den Schluß seiner Rede an den Vorgänger richtete: „Walser leg mer din Mantel a, daß i mi dronder erhole cha.“ Mit der feierlichsten Handlung, die jeweilen auch Fremde ergriff, schloß die Tagung ab; es wurde Gesetz und Verfassung beschworen¹⁾. Lautlos und entblößten Hauptes wurde die Formel vernommen; dann hoben sich auf einen Schlag die tausende von Händen empor. In der Regel trat die Mehrzahl der Bürger den sofortigen Heimweg an, worauf nun erst die Reihe an uns Knaben kam. Wer es immer vermochte, hatte auf diesen Anlaß seine Pistole gerüstet und das letzte nun ein Knattern und Puffen auf der ganzen Strecke des Heimwegs ab. Auch ich tat mit, was Pulver und „Räpsli“ erlaubten. Als ein Wunder kommt es mir immer noch vor, daß hiebei nichts passierte, denn mein Terzerol war armselig und ein schlecht gehaltenes Ding.

Mit etwas militärischem Drill war ich schon früh bekannt geworden. Es existierte für die jüngeren Knaben ein Trommlerkorps, zu dem auch ich mich melden durfte. Zweimal wöchentlich, irre ich nicht, wurde auf der Egg, einer unweit des Armenhauses gelegenen Anhöhe, geübt, alles was zum Dienst gehörte und wovon ich auch jetzt noch das eine oder andere mit den Fingern trommle. Ein besonderer Anlaß gab dann Gelegenheit, das Erlernte zu zeigen, das „Kinderfest“, das alljährlich im

¹⁾ Vgl. Neue Zürcher Zeitung 1900 Nr. 16 M.

Sommer die ganze Schuljugend vereinte. Am Vorabend wurde Zapfenstreich und frühmorgens die Tagwacht geschlagen, worauf, je zwei und zwei, die stolzen Trommler sich stellten. Wachstuchmütze, die Achseln mit roten Würstchen besetzt, auf denen das Kreuzlein prangte, und Hosen von blendender Weiß waren die Tenüe, in der nun der Ausmarsch nach den Landschulen erfolgte. Auf den Frühstückskaffee mit Honig und Butter, den der Lehrer spendierte, hatte die Vorfreude schon Wochen gewährt. Dann trat die Schuljugend an, die Mädchen in Weiß gekleidet, und an der Spitze wir. Ein „Vorwärts — Marsch“ und was die Felle hielten ging es rasselnd dem Dorfe zu. Hier wurden die Kinder vom Lande in den Häusern gastiert, für so viele, denen Erdäpfel und „Päcklikaffee“ die tägliche Nahrung war, ein kostliches Ding und begreiflich, daß Verlegenheiten mancher Art entstanden, so die eines Mädchens, das bei uns speiste und welches schlechterdings mit der Gabel nichts anzufangen wußte, denn es hatte eben noch nie eine Fleischspeise gekostet. Nach der Mahlzeit fand der Aufzug nach dem Festplatze statt, einer großen Wiese, die hinter dem Armenhause lag. Über Spielen aller Art ging der Nachmittag vorbei, bis den Haupteffekt das Manöver brachte, das inzwischen von den Kadetten ausgefochten worden war, bald den Fall einer Burg, bald das Auffliegen einer Mine, oder gar noch Uli Rotachs Ende, wie er — als Strohpuppe — mit samt der in Brand geratenen Strohhütte seinen grausamen Untergang fand. Eine Bewirtung im Freien mit Most und Brot und Würsten krönte den dentwürdigen Tag. Später habe auch ich an den Kadettenexerzitien mitgemacht, aber es sind mir weder Korporalschnüre noch vollends Epauletten auf dem Kriegsgewande gewachsen.

Was damals noch ein Jahrmarkt für die Kinderwelt zu bedeuten hatte, lebt in den Eindrücken nach, die uns tagelang in Athem hielten. In die Schulstube drangen die Robolde ein; sie nahmen die Zeit für die Aufgaben in Beschlag und selbst ein korrektes Antreten ließen sie uns versäumen. Als ob wir

zur Marktpolizei gehört hätten, wurde das Aufrichten der „Stände“, das Auspacken von Kisten und Kästen überwacht und wohl auch Hand ans Werk gelegt. Jene Düfte von Leder und Tuchen, des Packwerkes für Kleinfram und der Stickluft zwischen den Budenreihen, die zogen bis in die Träume hinein, die verworrenes Orgelgetön und das Wiederaufleben einer Welt voller Bilder zum Gaukelspiele machten. Noch jetzt, wenn ich so eine brummige Orgel höre, taucht das Bild der Ofener Turner vor mir auf, das ein „Panorama“ als Neuheit aus jenen Tagen brachte. Während des Haupttages ruhte die Schule, wir durften uns von früh bis spät an dem Getriebe ergötzen und framten was ein bescheidenes Taschengeld erlaubte. Da war denn Wahl eine Qual, am „Dreifreuzerstande“, beim Waffelbäcker und Bilderdhänder und nicht zuletzt beim Armenhause, wo die „Komödianten“ ihr Zeltlager hatten. — Später ist die St. Galler Messe ein jährliches Ziel gewesen. Wir marschierten hin und zurück, beschauten die Stadt, die damals noch ihren unberührten heimeligen Anstrich besaß und gaben uns auf dem Brühl dem Genuss der Wunder hin, die hier in vermehrter Auflage die Schaulust reizten.

Von jeher hatte denn überhaupt „die Stadt“ es mir angetan. Hier fand sich, was daheim nicht gekauft werden konnte; ich fuhrte auch selten ohne die Befriedigung eines längst gehegten Wunsches zurück. Als wir noch Kinder waren, ging es im Fuhrwerk dorthin. Auf dem Wege ist mir schon früh Abt Bernhards Wappen an der Kräzeremmühle aufgefallen. Darauf wurden die Brücke und der Kirchturm von Bruggen bestaunt, den wir mit Anspielung auf die Körperlänge unseres Hausarztes den „Herr Doctor-Thurm“ nannten. Den Sehenswürdigkeiten der Stadt hat erst in reiferen Jahren meine Aufmerksamkeit gegolten.

Von diesen öfteren Fahrten ist nur eine in trübem Andenken geblieben. Sie fand noch bei Lebzeiten Papas in der Absicht statt, ihn durch ein Familienporträt zu überraschen. Im offenen

Schlitten ging es ohne Aufenthalt nach St. Fiden, wo Täschler sein nachmals renommiertes Atelier hielt. Schon auf dem Wege hatte die Kälte uns zugesetzt, am Ziele fing erst recht das Leiden an, denn es wurde im Freien, angesichts eines blendenden Schneehaufens exponiert und zwar so, daß Viertelstunden von Probe zu Probe verstrichen. Ein Bild des Jammers kam als letztes heraus: Onkel schneebblind, Tante mit Zügen, wie ich sie nie mehr sah, die meinen voller Elend, nur Bäschens Zuversicht hatte standgehalten.

Um den einzigen Sprossen des „Leuenstein“ zu erhalten, wurde alles aufgeboten, was sein Wohl verlangte. Den Krankheiten ist zweimal eine Badenfahrt gefolgt und zu beiden hatte sich's Tante nicht nehmen lassen, die sorglichste Beschützerin zu sein. Spätestens 1850 muß die erste Reise stattgefunden haben, im Postwagen bis Zürich, worauf die dentwürdige erste Fahrt auf der „Spanischbrötl-Bahn“ erfolgte. So wurde scherhaft die erste Eisenbahmlinie genannt, die 1847 auf Schweizerboden eröffnet worden war. Ein Heer von Eindrücken drängte sich auf der kurzen Strecke zusammen: der Eintritt in den Bahnhof, dessen damalige Anlage nicht viel mehr als ein Chalet mit einem weinlaubumrankten Höfchen war; ein seltsam brenzeliger Geruch, das fremde Gepfeife und scharfe Gezisch, der Anblick der Wagen, deren Inneres, mit hellbraunem Wachstuch austapeziert, trotz bescheidener Dimensionen doch sehr vorteilhaft gegen das atemlose Gepferch der Postkutsche kontrastierte, und nicht zum mindesten der erste Anblick einer Lokomotive, die ich nachher zu zeichnen mich nicht ersättigen konnte; endlich die Fahrt mit ihren besonderen Tönen und Bewegungen, der Schreck, den das plötzliche Tosen durch die hölzerne Reppischbrücke erregte und die Spannung auf den Tunnel, der als das unheimlichste Wunder von Rühnheit erschien.

Im Gasthof zum „Ochsen“ quartierten wir uns mit Tante Caroline aus der Buchhandlung ein. Auch sie hatte einen Revaleszenten mitgebracht, ihren bald darauf verstorbenen Sohn

Heinrich, der sich von Gelenkrheumatismus erholen sollte. Der Gute litt schwer, hielt sich aber tapfer und war immer aufgeräumt, wenn ihn das fröhle Herz mit seinem Beben und Krämpfen verschonte. Bei Tante Caroline, der Witwe des einzigen Onkels von Mutter-Seite, vermochte ich mich nie ganz traurlich zu fühlen. Sie war von Natur zur Herbe geartet, die schwere Schicksalsschläge noch verschärft. Gehorsam und selbst eine gewisse Scheu überwogen darum das Gefühl der Liebe, die ich der Schwester meiner Mutter entgegentrug.

Glücklicher fand mich der zweite Aufenthalt geborgen, der 1851 folgte, diesmal im „Freihof“, wo auch Onkel Heinrich Furrer, der Pfarrer von Buch am Irchel, abgestiegen war. Ein ehrfurchtgebietender Ernst und Seelengüte waren ihm gleichermaßen eigen. Die Jugend verstand er wie wenige an sich zu fesseln, und wie er das tat, schwebt mir im Hinblick auf einen besonderen Fall in dankbarer Erinnerung vor. Eines Nachmittags, als Tante abwesend war, brach eines jener Gewitter herein, die in dem engen Badenerthale so intensiv und nachhaltig sind. Onkel, der im anstoßenden Zimmer wohnte, kannte mein aufgeregtes und furchtsames Wesen. Er kam alsbald herüber, ein Engel in der Noth, dessen milde Ruhe nicht nur die Fassung sondern auch bleibenden Halt durch Zerstreuung brachte. Er hatte so fesselnd aus Bulwers „Letzte Tage Pompejis“ erzählt, daß ich noch lauschte, als Blitz und Donner längst schon verzogen waren.

Ein denkwürdiges Ereignis jener Tage ist das große Kadettenfest gewesen, zu dem die Mannschaften aus allen Gegenden des Alargaus und außerdem die Korps von Zürich und Winterthur gekommen waren. Im Übrigen war mir dieser Trubel trotz all den Überraschungen und dem Reize des Ungewohnten doch nur halb willkommen. Ich neigte vielmehr zu den stillen Vergnügungen in Gesellschaft von Altersgenossen hin, mit denen ich die Badegänge samt ihren Geheimnissen durchforschte, die alttümlichen Zellen, den unterirdischen Gang, der unter der Gasse hindurch den „Ochsen“ mit dem gegenüber-

liegenden Neubau verbindet; dann wieder zog uns der Garten an, wo ein im Grün versteckter Wappenstein mich fesselte und das „Mätteli“, jene unvergeßliche lauschige Wiese mit den Baumriesen, die hinter der Dreikönigskapelle an der Limmat lag.

Mit Onkel durfte ich etliche Male auf den „Stein“. Das war eine andere Ruine als der „Burgstock“ bei Herisau und was wußte mein Beschützer nicht alles davon zu erzählen. Auch die Überfahrt auf der Limmatfähre, die erste Bootsfahrt in meinem Leben, das „Milchgütli“ mit seinen naturgeschichtlichen und antiquarischen Raritäten und die Brücke mit dem Kramladen darauf haben ihre Eindrücke hinterlassen. Dort auf dem schmalen Steg, zu dem neben der Trinthalle eine kurze Treppe hinaufführte, wurde mindestens zweimal vorgesprochen, zu Anfang der Kur um ein Schifflein zu kaufen, das zu den kindlichen Spielen im Bade diente; dazu setzte es wohl auch einen „Badener Hegel“ ab, wie die hakenförmigen Kleppmesser mit primitivstem Rundheft hießen, und schließlich standen dort die „Badener Trücken“ feil, kofferförmige, mit grellen Wismuthmalereien geschmückte Holzschachteln, die mit einem Inhalte von „Badener-Kräbeli“ das übliche Geschenk für die Dienstboten nach der Heimkehr waren. Damals habe ich das erste Skizzenheft angelegt, das in kindlicher Auffassung und Wiedergabe, zum Teil aus der Erinnerung gezeichnet, einige mir besonders interessante, oder der Nachbarschaft wegen gewählte Ansichten enthält.

In der mütterlichen Familie ist zu allen Zeiten auf Gastfreundschaft gehalten worden. Es gab was beschieden war und die Gäste nahmen mit dem Dargebotenen, das will sagen mit dem Alltäglichen in Aufwart und Führung vorlieb. Alljährlich fanden sich die eine und andere der Tanten oder ihre Kinder zu öfters mehrwöchentlichem Besuche ein. Mit jenen wurde dann etwa eine Rutschensfahrt, zumeist ins „Vorderland“ gemacht, den Jungen war eine Fußpartie ihr Fest.

Hinwiederum ließen auch wir es an Gegenbesuchen nicht

fehlen und was diese mit ihren Vorbereitungen, den Reiseeindrücken und hundert kleinen Freuden im Verkehr mit den Verwandten brachten, steht unter den wonnigsten Erinnerungen aus der Kindheit verzeichnet.

Erst 1855, als ich zum erstenmal selbständig reiste, war die Eisenbahnstrecke Romanshorn-Winterthur eröffnet worden. Bis Sulgen fuhr die Post, dann wurde der Zug bestiegen. Vorher sind wir nach altem Brauch im Postwagen, oder wenn die Familie reiste, in der Mietkutsche gefahren. Da gab es denn Wahrzeichen, welche die Reiselust schon Wochen vorher uns vorgespiegelt hatte: Gossau mit seinen Fürstenländerhäusern und dem katholischen Kuppelthurm; Oberglatt mit dem blauen Kirchlein und dem weiland Egli'schen Hause in einer malerischen Sohle gelegen, über welcher die Säntisgruppe in ihrer ganzen Schönheit sich zeigt; ein Landhaus bei Flawyl mit einem Pavillon, dessen weiß und blau geschweiftes Chinesendach wir unsern Reiseschirm nannten; der Abstieg bei Uzwyl und die Fahrt auf die Höhe, wo der Blick in alle Weite reicht, über ein Gewoge von sanft bewegten Höhen und Furchen, bis zum Innenberg und Wyh, das ferne von Westen herüberschimmert. Und je näher, je begehrenswerter erschien jetzt dieses Ziel, denn dort im „Schöenthal“, das jetzt noch zu den Gasthäusern im guten alten Stil gehört, wurde die Mittagsraft gehalten. Das gab ein Rennen durch die Gänge und Galerien, nachdem die Riesenkutsche und Beiwagen ihre Besatzung entschüttet hatten, und ein Hafsten beim Mahl, von dem es galt, daß brühwarme Suppe die pièce de résistance gewesen sei, weil beim nächsten Gange schon des Conducteurs Stimme mahnte. So eilig hatten wir es nicht, wenn die eigene Kutsche uns führte. Über dem Spüren in Haus und Hof und Garten mochten wir die Zeit vertreiben bis die Mahlzeit gerüstet war und ebenso frei der Siesta pflegen, wenn die Fahrt auf's Neue begonnen hatte. Elgg mit dem Schlosse darüber zeigte den Zürcherboden an, und nun wie pochten die Herzen, wenn nach der letzten Strecke das Endziel

entgegenwinkte. Eine Allee mit stattlichen Bäumen und mit Landhäusern zur Seite rahmte das freundliche Bild des Oberthores ein, dann der Engpaß, eine Gasse und noch unter einem Thorweg, dem „oberen Bogen“ hindurch, wir waren in der Marktgasse, wo in halber Länge der „Thiergarten“ steht. So naiv waren wir Kinder, daß wir von jedermann erkannt zu sein glaubten, denn wie hätten auch die Winterthurer nicht wissen sollen, daß heute die Glücklichsten zu ihnen gekommen seien.

Der „Thiergarten“ war ein Haus vom alten Schlag, aus zwei Stücken, dem Border- und Hinterhause bestehend, zwischen denen ein sonnenloses Höfchen lag. Ein finsterer Flur wies dem Tappenden die Treppe, die in geradem Lauf zum Oberstock führte. Zur Linken des Flures war eine kleine Wandnische angebracht. Hier hatte vor Zeiten eines jener steinernen Gehäuse gestanden, das am Tage als ein Halbpolygon mit dem Wappen des Hausherrn erschien, zur Nachtzeit aber den Dienst als Laternे versah. — Wie doch Eindrücke auf die Geruchsnerven so nachhaltig sind. Noch wähne ich mich in den Hausgang des „Thiergartens“ versetzt, wenn mir die Atmosphäre eines Tuchladens vermischt mit Obstkellerluft entgegenströmt, und in das Haus „zum Myrthenbaum“, wenn es nach gekochtem Wirsing riecht. Also, neben dem Hausflur war ein Tuch- und Garnladen gelegen, den nach dem 1852 erfolgten Tode Onkel Forrers abwechselnd Tante und ihre Tochter bedienten. Die Kunden waren kleine Leute, meistens vom Lande. Es ging nicht viel, aber den Anspruchslosen war auch ein kleiner Ertrag willkommen; es kam ihnen zugute, daß ein Schwager die Färbererei betrieb und der „Myrthenbaum“, wo ebenfalls mit Tuchen gehandelt wurde, den einen und andern Kunden nach dem „Thiergarten“ wies. — Tiefer war noch ein kleiner Abschnitt gelegen, der sein sparsames Licht aus dem Höfchen erhielt. Hier waltete Vetter Hans, der jüngere der Söhne, der seines Zeichens ein Buchbinder war. Manche Stunde habe ich in seiner Werk-

statt zugebracht, wo es so mancherlei Praktiken, begehrenswerthe Materialien, wie aller Art „Pismet“ (buntes Maserpapier) und dazu immer etwas von Bildern gab. Hans soll ein hübscher Bube gewesen sein, bis epileptische Anfälle seine körperlichen Kräfte untergruben, die Züge unschön und finster und den ohnehin Schwerblütigen zu einem unzufriedenen, nie mehr frohen Menschen machten. Uns Kindern freilich ließ er das nie entgehlen; er war immer bereit, durch kleine Gefälligkeiten zu erfreuen und erzählte auch gerne, wenn wir gemeinsame Ausgänge oder Promenaden machten.

Auf einer solchen habe ich dem Better das Leben gerettet. Wir waren 1856 bei Wülfingen baden gegangen. Hans stand am Ufer, ich war zu einer Höhle hinübergeschwommen, in die ich mich legte und neckend rief: „Du, komm' herzu und sieh dir die Venus an.“ Hans, der die Tiefe nicht ahnte, die zwischen uns lag, watete munter hinein, aber kaum zwei Schritte, da war er gurgelnd versunken. Mein Entsezen teilte sich einem Gespanen mit, der zufällig ebenfalls zum Baden gekommen war, und nun geschah es, daß uns schwachen Knaben die Rettung gelang. Dem Ertrinkenden nach, ihn fassen und zerren, noch ein Ruck und fester Grund war wieder gewonnen. Dermaßen war Hans schon der Sinne beraubt, daß er abermals in die Tiefe wollte und nur durch unsere Faustschläge zum Bewußtsein gebracht werden konnte.

Doch zum „Thiergarten“ zurück, wo zunächst die Erwähnung zweier Örtlichkeiten entschuldigt werden möge, welche der gute Ton sonst nicht zu nennen erlaubt. Es geschieht auch nur der Türen wegen, die uns als lustigste Merkwürdigkeit des Hauses erschienen. Ein Spaßvogel hatte sie im vorigen Jahrhundert mit zwei Ölbildern geschmückt, einen Herrn im Schlafrock und mit weißer Zipfelmütze darstellend, der sich unter offenem Fenster mit zierlichen Fingern die Nase verhielt, während das Gegenstück eine gepuderte Roccocodame zeigte, welche den, der dem oberen Cabinet sich nahte, mit schalkhafter Geberde zu

warten hat. Endlich zu oberst, wo Papa gehaust hatte, lag die Warte, die ich recht eigentlich als die meine betrachtete; das war eine schmale Zinne, die vom Treppenflur zu dem kleinen Hinterhause hinübersührte. Nicht daß sie eine weite Ausschau geboten hätte. Man sieht in das enge und tiefe Höfchen hinab und gegenüber ein Geschachtel von Dächern, aus dem die Stadt-kirche mit ihren Thürmen ragt; aber so heimelig zopfig wie diese mit ihren Hauben sind, klang der Stundenschlag zu meiner Zinne herüber. Da saß ich denn oft in ein Buch vertieft, das meine Phantasie mit seinen Träumen erfüllte, die später der feste Zug zum Lebensberufe geworden sind. Ein coloriertes Exemplar von Arters „Sammlung zürcherischer Alterthümer“ war dieser Hort, der Großmama gehörte und den sie mir nachmals nebst Vögelins altem Zürich als „Gotten Lezi“ verehrte. Wie prägten sich da, indem ich diese Sammlung immer wieder beschaute, nicht nur die Beduten: die dumpfe Grossmünster-Gruft, St. Peter in der Frühmeßstimmung, die Kreuzgänge mit ihren Staffagen und die romantischen Stadtbildereien, sondern auch die stilistischen Merkmale, die Wand- und Tafelgemälde, soviel eine naive Wiedergabe noch davon übrig gelassen hatte. Und daß der beste Interpret im Hause war, kam erst noch dazu. In Papas Zimmer war seit seiner Anstellung in Winterthur der Rektor der dortigen Stadtschule, Georg Geilfus eingezogen. Dieser liebenswürdige und anspruchslose Herr nahm auch am Familientische teil, wo er, immer aufgeräumt, die Kosten der Unterhaltung bestritt und sich zu jeglichem Aufschluß über lokale und auswärtige Begebenheiten, Politik und wissenschaftliche Fragen bereitfinden ließ. So war denn allendlich ein Gönner gefunden, der mich ganz verstand und ebenso sicher wie väterlich wohlwollend meiner Wissbegierde zu Diensten stand.

Freundlich hießen mich auch die übrigen Verwandten willkommen. In der Buchhandlung lebte ein gleichalteriger Vetter, Georg Ziegler. Mit ihm und seinen Freunden trieb ich mich oft herum, am liebsten an der Eulach, wo wir „Grundeli“

fingen, oder wir gingen mit den Basen und der Magd in die „Bünten“¹⁾, wie die nahe bei der Stadt gelegenen Burgergärten hießen. Dort wurden die Pflanzungen begossen und andere Hantierungen verrichtet, die Küchenvorräte bestellt und im Gartenhäuschen das „Znuni“ genossen, das hier noch ganz anders als zu Hause schmeckte.

Nicht weit davon lag die „Farb“ (jetzt Nr. 2, innere Haldenstraße). Ihres Inhabers erste Gattin war die lebtgeborene von Mamas Schwestern gewesen; sie hatte zwei Kindern das Leben geschenkt, dann starb sie schon früh. Jetzt waltete eine Stiefmutter, etwas rauh geschalt, aber von Herzen gut und mit gleicher Treue für die Stieffinder wie für die eigenen besorgt. Sie war außerdem die Seele des Geschäftes, von Morgen früh bis spät im Musterraum beschäftigt; ich habe sie stets nur mit blauen Händen gesehen.

Ganz anders als in den bisher genannten Familien war das Dasein im „Myrthenbaum“ (Obergasse Nr. 15) beschaffen. Hier lebte Onkel Heinrich Sulzer mit Mamas ältester Schwester Susanna vermählt. Beide waren leidend, Tante gedrückt, mit dem Ausdruck des Kummers, der die gutmütigen Züge furchte; Onkel auf dem Sopha, das eine Bein auf das Polster gestreckt. Sein Aussehen schien mir später dem von Dürers Doktor hinter dem Ofen zu gleichen. Auf die Jugend verstand er sich nicht; den einzigen Sohn hatte er zwar in die Fremde, aber nicht weiter als bis Wattwil geschickt. Alles Neue war ihm verpönt, die Eisenbahn ein Greuel, den er nicht sehen wollte; Theater eine Sünde; nur den Kirchenbesuch ließ er gelten. Er führte stets die Bibel im Mund, die er mit Angabe von Kapiteln und Versen zitierte; dennoch war für Unterhaltung auch in diesem klösterlichen Hause gesorgt. Onkel Sulzer hatte als Artillerist die Belagerung von Hüningen im Jahre 1815 mitgemacht; aus jener Zeit besaß er einen Soldatenhut, den Vetter Heinrich

¹⁾ Vom altdeutschen Biunta. Idiotikon Bd. IV, Spalte 1401.

mir bisweilen anvertraute; es fand sich auch ein ziemlich großes Kanönchen vor und endlich konnte von der „Winde“ ein Theil des rückwärts anstoßenden Zeughäuses gesehen werden, als 1854, irre ich nicht, an dessen Stelle das jetzige Schulhaus am Kirchplatz trat. Durch eine Lücke in der Mauer sah ich mit dem Better der Ausräumung der Rüstkammer zu, deren Inhalt so elend verschleudert wurde, daß Bolzen und sogar Schildartschen für nichts zu haben waren.

Ein Ausflug nach Buch schloß sich in der Regel diesen Winterthurer Besuchen an; er wurde, als ich älter war, zu Fuß gemacht, in Gesellschaft der Knaben des Hauses, Theodor und Heinrich Furrer, die in Winterthur zur Schule gingen. Onkel Pfarrer hatte sich schon seit dem Badener Aufenthalt von 1851 in meinem Herzen eingeschrieben. Auch Tante war voller Milde und Güte; wenn sie mir beim Schlafengehen den Nachtkuß gab, da war es, als ob die Pflegemutter mich zur Ruhe geleitet hätte. Der jüngere der Söhne, Heinrich, der schon 1865 starb, hatte in meinem Alter gestanden. Ihm schloß ich mich deshalb vornehmlich an und that auch mit, wenn er die ländlichen Verrichtungen besorgte. Sonst waren die Bäschchen Eliße und Anna meine Gespanen. Seiner Gastfreundschaft willen war das pfarrherrliche Haus weitum bekannt. Es fanden sich darum auch öfters Besuche ein, bald aus benachbarten Pfarrhäusern, bald von Verwandten, wobei Tante alles aufbot, was Küche und Keller zu spenden vermochten. Und wie das propere Häuschen die traulichste Heimath war, so sah es im Dorfe und seiner Umgebung aus. Die lieblichste Weite thut sich dort auf, der Tiefblick ins Tal und über die Thur hinaus auf die von langgestreckten Bergen begrenzte Hochfläche, wo Lotstetten und Testetten liegen. Bei stiller Luft — ich habe es nie gehört — soll bis Buch das Tosen des Rheinfalles vernehmbar sein. — Tante ist 1880, Onkel schon 1862 gestorben, wie ein Held, denn er hatte unsäglich gelitten, aber nie hatten, die ihn besuchten, ihn klagen gehört; er seufzte als standhafter Christ seine Noth im Stillen aus.

Als eine rechte Kunst will ich es betrachten, daß mir die alte Schweiz noch zu sehen vergönnt gewesen ist. In meinen Kinderjahren hat es weder Eisenbahn noch Kraftübertragungen und Arbeiterviertel, sondern eine noch unberührte Natur und viele trauliche Städte gegeben. Eine solche ist Winterthur bis anfangs der fünfziger Jahre geblieben. Dichte Häuserreihen, die noch heute stehen, haben das lange Dreieck bewahrt. Im Osten hat das Ober-, im Westen das Unterthor den Zugang von außen gedeckt, beide durch die Hauptgasse verbunden, die ihrerseits durch den „oberen“ und „unteren Bogen“ in drei Abschnitte zerfiel. Von jenen war es der westliche, der „Zeitbogen“, der mein Interesse in besonderem Maße erregte; dort nämlich war gegen die Marktgasse zu die ganze Thurmhöhe mit bunten Maleien geschmückt, die zur Umrahmung eines kunstreichsten astronomischen Uhrwerkes dienten. Auch sonst war manches so traurlich beschaffen: die Häuser mit ihren weit vorspringenden Dächern, den Wirtshausschilden, die über die Gasse ragten, den alterthümlichen Kaufläden und Werkstätten und den Bänken, auf denen die Nachbarn ihre feierabendlichen Gespräche hielten. Und wieder so anders als heute sah es vor den Thoren aus, wo nur wenige Ausläufer meist ländlichen Charakters den Straßen folgten, sonst ringsum Wiesland und Gärten bis dicht an die Mauern reichten.

Wer damals von Winterthur nach Zürich wollte, nahm in der Regel mit dem Postwagen oder mit dem Omnibus vorlieb. Der letztere ging vom Adler ab und legte die Fahrt, seitdem die gefürchtete Steig bei Brütten durch die neue Poststraße umgangen war, in gut zwei Stunden zurück. In Balten schwyl fand des Pferdewechsels wegen ein längerer Aufenthalt statt. — Von allen Eindrücken dieser oft gemachten Reise ist einer unauslöschlich geblieben, die Überraschung, wenn nach einstöniger Fahrt mit einem Mal das ersehnte Zürich im lieblichsten Bilde erschien, tief unten im Grün, eine flimmernde Silhouette mit den bekannten Thürmen, dem blauen See und den Firnen darüber.

Das gastliche Haus das mich hier jeweils in seinem Schirm umfing, war der „Bräden“, jetzt Oberdorfgasse Nr. 17. Dort wohnte Papas Bruder, seit 1847 mit einem Geschwisterkinde, Dorothea Irminger, Tochter des 1838 verstorbenen Kantonssapotheekers Jakob Irminger¹⁾ und der Elisabetha Rahn vermählt. Onkel gehörte zu den Stillen im Lande. Er hatte den Kaufmannsstand gewählt, der ihm aber keine Reichthümer, sondern nur Sorgen brachte. Ein Kompagniegeschäft in Triest scheint mit empfindlichen Verlusten geendigt zu haben. 1835 fand die Rückkehr nach Zürich statt, wo Onkel elf Jahre lang als Postofficant und dann im „Berichthaus“ ein bescheidenes Auskommen fand. Mir war er von Herzen zugethan; ich habe ihn nur als den milden und gütigen „Unggle Lienert“ gekannt, der dem Neffen mit kleinen Geschenken und Aufmerksamkeiten jegliche Freude machte. Tante war eine schlichte Verstandesnatur, gerade und offen, mit einem trockenen Humor begabt, der diese tapfere Frau in keiner Lebenslage verließ. Sich anderen zu opfern war ihre Lust. Nach dem Tode des Gatten hat sie wohlthätigen Werken, insbesondere dem Krankenasyl Neumünster einen großen Theil ihrer Zeit gewidmet. Mit Onkel und Tante lebte der letzteren Schwester Henriette zusammen, ein heiteres Jungferchen, voll aufopfernden Mutes, das zeitlebens ein Kind geblieben ist. Sie war es, die mich zumeist escortierte und stets auf Belustigung sann, was freilich ihres gar zu überschüssigen Wesens willen oft mehr Befangenheit als Freude erzeugte. So oft ich im „Bräden“ logierte, war eine Kammer im obersten Stock mein Quartier, ein Raum, der noch so recht an alte Zeiten gemahnte, mit „Plättliboden“ und weißgetünchten Wänden, an denen die Reste einer Porträtgalerie aus dem „Leuenstein“ hingen. Das naive Bildnis zweier 1752 geborener und alsbald verstorbener Zwillinge „Georg und Regula Rahn, gemini,“ hat mir besonders imponiert. Das übrige, darunter auch Winkel-

¹⁾ Vgl. über ihn Neujahrsblatt der Chorherren-Gesellschaft, 1839.

manns Bildnis in Öl gemalt, ist nachmals ohne mein Wissen der Stadtbibliothek überlassen worden. Von dieser Kammer hat sich ein hübscher Blick auf den See und das Kratzquartier auf.

Neben dem unbefangenem Ton, der im „Bracken“ herrschte, waren die übrigen Verwandten mir eher etwas fremd. Großmamma galt, wie billig, der erste Besuch. Sie wohnte seit 1840 an der Wühre im „Wits so Wits“; so wurde das jetzige Pfarrhaus Fraumünster genannt, nach einem Bilde, das ehedem sein Äußeres schmückte. Es stellte einen Gerber und einen Bauern vor, im Handel um ein Fell begriffen, und mit dem Reime darunter: „Wits, so wits (willst's, so willst's), häst Gält, so gib's“. Großmamma war schon früh erblindet; es machte deshalb jeweilen einen großen Eindruck, wie sie, mein Haupt betastend, sich von dem Fortschritt des Wachstums seit dem letzten Besuch überzeugte. Die Wärme und Herzlichkeit Großmamma Zieglers vermochte sie nicht zu spenden, doch gab sie deutlich kund, daß ich ihr Liebling sei, und nie hat sie mich ohne reiche Geschenke, zumeist in Geld, entlassen.

Etwas von Großmamas Wesen war auch auf Tante Henriette Rahn übergegangen, die mit ihrer Schwester, der verwitweten Frau Dr. Dorothea Hirzel gemeinsam häusste. Das waren „die Tanten im Lindenhof“¹⁾, Contraste wie es solche nur geben kann, und doch ergänzten die beiden sich so, daß eine Schwester ohne die andere sich als ein unvollkommenes Wesen erschienen wäre. Eine fast männliche Verstandesschärfe zeichnete Tante Henriette aus. Wer sie zum ersten Male sah, ein hageres Figürchen, dessen Presten, ein „Högerchen“, auch der sorgsamste Schnitt nicht ganz verdeckte, das blasse Gesicht mit der feinen Bognase, zwei scharf blickenden Augen und einem Zug um den Mund, der halb ironisch, halb Schermuth war, der mochte fast so etwas wie Scheu empfinden. Tante Henriette ist das füh-

¹⁾ Haus Nr. 2 Krautgartengasse, welche letztere ehedem die „Hundsföhri“ hieß.

rende Element, „der Herr im Hause“, gewesen; sie hat das Rechnungswesen besorgt, kamen Verwandte oder Freundinnen zu Gast, die Unterhaltung geführt, mit Einfällen, die oft von Geist und Witz gesprüht haben sollen. In dieser Stimmung freilich habe ich sie nie gesehen, denn in meiner Gegenwart kehrte sie stets nur die strenge Sorge um den Neffen heraus, dessen geistiges und körperliches Wohl ihr Höchstes war und für den sie, wie man sagt, „den hintersten Rappen sparte“. Ich vergesse nie die Sorge, die ihr des Vormunds Erlaubnis, mir Reitstunden geben zu lassen, verursachte, und die Angst, in die sie geriet, als mein Übertritt in die akademische Laufbahn beschlossen worden war.

Tante Hirzel war lauter Milde, immer freundlich, auch wenn sie ihre Migränenstage hatte. Sie muß vor Zeiten von minniglicher Unmut gewesen sein. Schweres hatte sie durchgemacht: nach kurzem Glücke den Gatten verloren, einen zur glänzenden Karriere berufenen Mediziner¹⁾, und dann noch ihr einziges Söhnchen. Schon von Hause aus zart, konnte sie von da an nie mehr recht gesunden. Der Schwester Geist, Verstandesschärfe und Schlagfertigkeit gingen ihr ab, dafür erwarben ihr eine echte Weiblichkeit, Feinheit der Umgangsformen und ein unterschütterliches Wohlwollen die Sympathie aller, die mit ihr verkehrten. Mir wurde dieses Gegengewicht gegen der Schwester Wesen bald vertraut; ich freute mich der Liebe und Güte, die sich von selber gaben, fühlte mich gedeckt, wenn Tante Henriettes Fragen und Mahnungen zu nahe schwirrten, und fand bei ihr ein williges Gehör für Wünsche, die sich andern gegenüber nicht zu verlauten wagten.

Zu meinem Vormunde hatte Papa leztwillig seinen Vetter, Herrn Kantonsfürsprech Eduard Meyer bestellt. Ich werde dieses energischen, umsichtigen und mit väterlicher Treue mir zugethanen Mannes später gedenken. Während der Aufenthalte

¹⁾ Dr. med. L. Hirzel, geb. 29. April 1799, gest. 13. Mai 1832.

in Zürich war ich oft sein Guest beim Mittagessen und auf Spaziergängen, die seine Knaben, die viel jüngeren Vettern Heinrich und Eduard, mitmachten. Gleich wohlwollend waren die übrigen Angehörigen des Meyer'schen Hauses gestimmt, meines Vormundes Vater, Herr Meyer-Egli und des letzteren Bruder, Herr Meyer-Finsler, die unter der Firma Melchior Meyer den Seidenhandel betrieben. Auf einem Ausfluge auf die Weid, wo Herr Fürsprech Meyers Schwester, die 1889 verstorbene Fräulein Louise Meyer die Honneurs machte, eine originelle, geistvolle, aber etwas gezierte Dame, lernte ich auch die Zeller'schen Kinder kennen. Sie hatten kurz vorher ihre Mutter, Rosalie geb. Meyer, verloren, die ihrer anmuthvollen Erscheinung und des frohen, sinnigen und poetisch veranlagten Wesens willen der ausgesprochene Liebling der Familie gewesen war. Mit Heinrich, dem ältesten der Kinder, wurde bei Anlaß jenes Ausfluges die Freundschaft geschlossen, die uns seither verband; wir kerbten zum Zeugnis dafür unsere Namen auf einem Baume ein. Daß uns nach 44 Jahren eine gemeinsame Entkelin werden sollte, wer hätte das damals geahnt.

Wieder zu diesem Hause hat mein Vater, Herr Johannes Meyer-Zwingli und, durch Heirat mit seiner ersten Gattin, Herr Oberrichter Caspar Ulrich, der Inhaber des „Berichtshauses“ gehört, beide von ernster und gewichtiger Art. Daß Herr Oberrichter, weil er mich nicht mehr duzen und auch noch nicht „sieen“ wollte, mit „Ihr“ harangierte, hat mir diesen hageren Herrn mit dem roten Gesicht, der langen Nase und einer dunklen Brille noch besonders eindrucksvoll gemacht. Mit seinem zweiten Sohne Frið bahnte sich schon damals ein freundshaftliches Verhältnis an, das mich in der Folge ungeachtet des strengen Herrn Vaters oft und gern in seinem Hause am Bleicherweg verkehren ließ.

Als Rahn'sche Verwandte lernte ich Professor Dr. Rudolf Hofmeister und seine Gattin kennen, welche die Schwester meiner Tante im „Bracken“ war. Dieser etwas schrullige, auch zur Satire geneigte, im übrigen mir wohlgesinnte Herr, der an der

Kantonsschule Physis docierte und später Präsident der zürcherischen Künstlergesellschaft geworden ist, vertrat die Gelehrtheit in der Familie und stand den Tanten überhaupt als nächster Berater zur Seite.

Und noch eines Gönners sei nicht vergessen, an den ich mich damals mit aller Wärme jugendlicher Verehrung hieß, Jacques Forrer, der ältere beider Vetter aus dem „Thiergarten“, der bei Melchior Meyer als Kommiss fungierte. Wollten die Tanten mir die Freude eines Ausfluges machen, so war er mein Führer und Beschützer. Mit ihm habe ich zum erstenmale eine Bootfahrt auf dem See, den Weg über Uetliberg und Albis nach dem Sihlwald gemacht und in seiner Gesellschaft die Sehenswürdigkeiten von Königsfelden kennen gelernt. Er war es auch, der mir eine zeitlang vorbildlich als Zeichner erschien. Weder genial noch schön, sondern ebenso pedantisch wie er selber, kamen seine Bilder heraus, deren jedes ein sorgsam gezogener Rahmen umschloß, aber was ich daran lernte, ist das Sammeln von Andenken gewesen, auf das ich mich forthin auf allen Fahrten und Reisen verlegte.

Als ich wieder einmal von einer jener glücklichen Ferien nach Hause zurückkam, es muß im Sommer 1853 gewesen sein, war aus dem alten Häuschen ein neues geworden. Schon vor der Abreise hatte der mir über alles interessante Umbau begonnen und zwar mit einer Episode, die tiefen Eindruck machte. Das Dach war abgetragen und Raum zum Schlafen nur noch im Wohnzimmer vorhanden, wo Eltern und Kinder auf dem Boden campierten. Das wäre nun recht ergötzlich geworden, allein der Himmel hatte es anders gewollt. Inmitten der Nacht brach ein Ungewitter herein, dessen Güssen auch die sorglich zuvor bestellte Sägmehlschicht nicht Stand zu halten vermochte, so daß eilends, was von Wagendecken bei dem Nachbarn Fuhrhalter sich aufstreben ließ, durch's Haus geschleppt und bei strömendem Regen ausgebreitet werden mußte. — Ein Betrübniß allein hat mir außerdem noch jener Umbau gebracht, den Verlust des „Sälchens“, an dessen Stelle ein zweites Stockwerk

mit darüber befindlichem Zeltdache trat. Den Plan zum Werk hatte Tante entworfen, auf deren Wunsch das Häuschen einen Erker erhielt; er ist der erste und lange Zeit der einzige im Dorfe gewesen. Noch sehe ich dort meinen Onkel, der, wenn er einmal die Vormittagspredigt nicht besuchte, in einem Erbauungsbuche las, oder des Nachmittags, mit Tante plaudernd, so seelenvergnügt und zufrieden seine Cigarre rauchte. Eine weitere Eröberung war es, daß ich nun auch mein eigenes Zimmerchen bekam, wo ich, waren die Aufgaben gemacht, nach Herzenslust meinen Liebhabereien, dem Ordnen einer Mineraliensammlung und anderen stillen Hantierungen obliegen durfte.

Als ein schwächliches Knäblein war ich aufgenommen und erpäppelt worden, es waren auch Krisen eingetreten, die aber glücklich überstanden wurden und aus denen, Dank der gesunden Luft und rationellen Pflege, ein immer frischerer Junge erwuchs. Ohne Kopfbedeckung trieb ich mich im Freien herum und ich wäre auch barfuß gegangen, wenn diese Gepflogenheit der Gassenkameraden mir gestattet worden wäre. Auf andere Weise suchte ich mich dafür schadlos zu halten. „Nulla dies sine linea“ heißt es vom werlthätigen Manne, „kein Tag ohne Schramme, Beulen, und Schäden an Kleidern“ schien meine Devise zu sein. Im Winter sprang ich von der Kirchhofmauer, wo sie am höchsten ist, in die dort aufgeschütteten Schneehäufen hinab; ein andermal war ich in einen Springbrunnen gefallen, aber trotz der Kühle des Vorfrühlings in den nassen Kleidern geblieben, was Tante zu ihrem nicht geringen Schreck erst folgenden Morgens gewahrte. Ein Eldorado ist der Kirchturm gewesen. Am Blißableiter kletterten wir hinauf, ohne Halt, mit freien Händen saß ich auf dem Eisengeländer der Glockenstube. Wurde geläutet, so schnellten wir an den Glockenseilen hinauf bis zu dem hohen Zwischenboden, wo die Hand einmal zwischen die Walzen geriet. Aber das Tollste kam nach. Mit einem Schlage mußte die Glocke, nachdem sie geläutet worden war, verstummen, zu welchem Behufe der Klöppel in einer Schlinge gefangen wurde. Das

zu können, kam mir so beneidenswert vor, daß ich es auch einmal wagte, mich unter die Glocke zu ducken. Der Kniff gelang und von da an war es mein Stolz, solchermaßen dem Elsuuhrgeläute Einhalt zu thun. Ein anderes Stücklein hätte Tante Henriette fast eine Ohnmacht gekostet. Als sie einmal zu Besuch weilte, war an das Nachbarhaus gegenüber eine Leiter gelehnt. Das war eine Aufforderung, die nicht unbeachtet bleiben durfte. Eben war die Dachhöhe beinahe erklimmen, als ein greller Pfiff ertönte, ein sehr bekanntes Zeichen; darauf flugs herab und zu einem Gruße, von dem ich merkte, daß er nicht sowohl des Kletterns, als vielmehr des Schreckens wegen gefühlt werden mußte, den es der an solche Streiche nicht gewöhnten Mühme verursacht hatte. Weidlich balgte ich mich mit meinen Spielgefährten herum, einmal in einer Schlacht, die auf dem Burgstock ausgefochten wurde und ein andermal so, daß mir ein ganzes Büschel von des Gegners Haaren zwischen den Fingern blieb.

Auf eine Übung, an der sich die Altersgenossen erfreuten, hatte ich aber trotz der Jugendlust noch immer verzichten müssen, auf das Baden im Freien. Nun geschah es endlich, daß Onkel, als Tante einmal in Winterthur war, sich durch mein Bitten erweichen ließ. Schon der zweite Versuch zum Schwimmen gelang, der dritte hätte mir fast das Leben gekostet. In der Urnäsch beim Quersteg hatte der Lehrer, Herr Preisig, ein Trüpplein Schüler zum Baden begleitet. Dort, oberhalb der Hundwylerbrücke, zieht eine sanfte Fluth, die sich zwischen Molassebänken zu einem prächtigen „Gumpen“ vertieft. Nur wenige Züge, und eine Art Grotte am jenseitigen Ufer ist erreicht. Ich jubelte im Stillen über die Verwunderung, welche die kaum erlernte Fertigkeit erregte. „Lueged ou, wie der Rahnle schwöme cha“ hörte ich rufen. Da lockte der Grund, seine kristallene Tiefe zu messen, ein jedes Rieselchen glänzte heraus, es mochte demnach wohl Stand gefunden werden. Aber so lauter sie war, so tödlich umsing mich die Flut. Ein entsetzliches Bangen, ein Gurgeln und Heben und wieder im Wirbel zur Tiefe hinab.

Noch konnte ich den Angstschrei vom Ufer vernehmen, dann schwand das Bewußtsein, zu dem ich erst wieder unter den Händen des Retters erwachte. Herr Preissig, ein tüchtiger Schwimmer, hatte mich am Schopfe dem Wirbel entrungen.

„Er träumt und tändelt oft, sodaß er auf Fragen gar keinen Bescheid weiß“, lautete mein Schulzeugnis vom 13. Juli 1850, und Herr Fitzi, ein späterer Lehrer meinte einmal: „Rahn, c'est un drôle-de-corps.“ Beides traf zu; ein Träumer und Tändler mochte ich schon gewesen sein und ein Rauz dazu. Hatten die öfteren Absenzen infolge der Krankheiten mich doch etwas anders als meine Mitschüler gemacht, oder war es das angeborene Wesen, das mich die rechte Befriedigung an ihrem Verkehre nicht finden ließ, soviel ist gewiß, daß ich als Einsamer mich niemals unglücklich fühlte. In Zürich bin ich sogleich auf vertrauten Fuß mit meinen Kameraden gerathen, in Herisau sind mir auch die, welche offiziell so hießen, so fremd wie ihre Vergnügungen geblieben. Es freuten mich weder die Spiele, für die ich zu keiner Zeit weder Geschicklichkeit noch Sinn besaß, und wieder so ließen mich die Gespräche so ziemlich alles vermissen, was meinen Neigungen entsprach. Ein etwas wie dörfliches Magnatenthum duftete auch nicht zum Besten aus. So bei den „Kameraden“, während der Verkehr mit dem Einzelnen von ihnen dem persönlichen Geschmacke schon eher entsprach. In Emil Ramsauer, dem nachmaligen Gatten meiner Base Erminie, und Arwed Schieß, der jetzt noch in St. Gallen lebt, lernte ich gute und sympathische Freunde kennen. Mit einem andern, „Han Jołeb“ Nef, verband mich das Interesse an der Mineralogie. In seinem Hause herrschte ein distinguiertes Familiengeist; die Schwestern waren musikalisch begabt; der Vater, Herr Statthalter Nef, ein geübter Zeichner, hielt auf gründlichen Ton. Der Sonntagnachmittag war wissenschaftlicher Lektüre gewidmet, die der Vater im Familientreise hielt. Vor allem aber war es die reiche Mineraliensammlung des Großvaters, Landammann Nefs, die mich immer wieder in die

Bachstraße zog. Nachdem der Onkel die Kantonschule in St. Gallen bezogen hatte, war Victor Juzi aus Ulm mein bevorzugter Spaziergefährte geworden, weil er mit mir die Liebhaberei für das Zeichnen teilte.

Sonst zog ich es meistens vor, mein eigener Gesellschafter zu sein. Ich zeichnete viel, schaute den Arbeiten auf der Eisenbahmlinie und vornehmlich an der Sitterbrücke bei Bruggen zu, ging den Versteinerungen nach, die sich in großer Zahl unter dem „Sedel“ und bei der vorgenannten Brücke fanden, am häufigsten aber zog's mich zu dem „Burgstock“, der nördlich über Herisau gelegenen Ruine Rosenberg hinauf, wo der Blick die Straße beherrscht, die nach Zürich führt. Ich stieg auch hinunter, um ihr bis Gossau zu folgen und dem Gedanken nachzuhängen, wie es sein werde, wenn ich einmal endgültig noch weiter führe, denn immer lieber war mir von Tag zu Tag mein altes Zürich geworden.

Ob solche Eremitenfahrten von Nutzen waren? Eher trugen sie wohl dazu bei, die zerstreute Art noch flüchtiger zu machen, die romantischen Phantasien zu verstärken, die ohne das Gegen- gewicht einer gründlichen Belehrung und ernster Lektüre ins Maßlose schwieften. Nervosität war mir angeboren; nur mit innerstem Widerstreben konnte ich Tierquälereien sehen. Ein Werk über die französische Revolution, das Onkel gehörte, war mir trotz der interessanten Bilderfülle ein widerliches Buch; die Furcht vor dem Schießen habe ich erst dreizehnjährig überwunden und die Empfindlichkeit gegen die allerdings oft hämishe und wohl auch hinterlistige Art der Mitschüler niemals abgestreift.

1850 trat ich in die Realschule ein. Die unteren Klassen führte Herr Alther, der seinen Unterricht mit fesselnder Wärme erteilte und ihn mit Exkursen begleitete, die auch Winke über Außenliegendes gaben. Seine patriotische Begeisterung teilte sich allen mit; im privaten Verkehr war er den Schülern ein

väterlicher Freund. Als Hülfslehrer standen ihm Herr Hochreutiner und seit 1852 Herr Preissig, mein Lebensretter bei.

Auf die höhere Stufe rückte ich mit Beginn des Jahres 1854 vor. Hier dirigierte Herr Fizzi¹⁾, schon damals ein alter Herr, der aber noch voller Frische und im Besitze eines Respekts gebietenden Salzes war. In jungen Jahren hatte er als Hülfslehrer Pestalozzis in Noverdon gewirkt und dort seine Methode gelernt, die kein Stopfen, sondern menschliches Erziehen, ein Eingehen auf die Besonderheiten und Anlagen des Individiums war. Ein Männlein mit scharfen Zügen, aus denen bei väterlichem Wohlwollen eine erfreuliche Portion Satire sprach, ließ er sich keinen Anlaß entgehen, der unsere Munterkeit erregen konnte; er strafte auch selten, aber wenn er zu seinen Zuttelchen griff, da wußten wir, daß der Ernst noch über die Schulstunde hinaus sich fühlbar machen werde.

Zweierlei hatte ich diesem originellen Lehrer zu verdanken: Die Fähigkeit mich ungeniert im Französischen auszudrücken, denn nur französisch durfte während seinen Unterrichtsstunden gesprochen werden, und die nachhaltigen Anregungen, die er mir im Zeichnen gab. Zu allen Fächern war ich mittelmäßig begabt, im Zeichnen allein den meisten überlegen und da setzte denn auch Herr Fizzi ein, indem er mir nicht bloß die Wahl der Vorlagen überließ, sondern mich öfters und allein auch zu Spaziergängen einlud, auf denen ich verstehen lernte, wie die Dinge aufzufassen und auch dem Geringfügigen seine Reize abzulauschen seien. Auf solchen Gängen wurden die Theorien von der Perspektive ins Praktische übersetzt und gab mir der Gönner auch manche weise Lehre für's Leben mit. Französisch, Italienisch und Zeichnen sind Herrn Fizzis Fächer gewesen; alles übrige als da heißt: Latein und Deutsch und Englisch, Geschichte und Geographie, Zoologie und Mineralogie, Algebra und Geo-

¹⁾ Vgl. über ihn Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich, 1912, S. 22.

metrie und dazu noch „Linearzeichnen“ waren dem zweiten Lehrer überwiesen. Daß ein solcher Polihistor sich fand, ist wohl ein Wunder, aber keines gewiß, daß derartigen Forderungen weder die Qualität des Unterrichtes, noch der Erwerb des Schülers entsprachen. Zwei solcher Ärmster sind meine Lehrer gewesen, ein Herr Dr. Bücheler der erste und Herr Schlich-ter seit 1854 der zweite, beide aus Württemberg stammend, brave und gute Männer, die ein beschränkteres Pensum wohl gelöst haben würden, unter sohanen Verhältnissen aber und einer Sippe wie der unsrigen gegenüber schon in Bälde das Fruchtlose ihrer Bemühungen erkannten.

Alljährlich wurde unter der Führung des einen oder anderen Magisters ein Schulausflug unternommen, wobei die Bußen-kasse einen Theil der Kosten bestritt. Beliebte Ziele sind St. Jo-sephen, Schwellbrunn und Hundwyl gewesen. An letzterem Orte ist mir das Glück geworden, den Rathhaussaal, d. h. die auf dem ersten Stock gelegene Wirtsstube mit der ganzen Pracht ihrer Glasgemälde gesehen zu haben. Der Eindruck des ersten so ausgestatteten Raumes, den ich zu Gesichte bekam, hat sich bleibend eingeprägt und er ist der Ausgangspunkt meiner besonderen Begeisterung für diese edle Schweizerkunst geworden. Im Sommer 1856 während eines Ferienaufenthaltes bin ich dann noch einmal nach Hundwyl gegangen, um diese Schätze mit gereifterem Verständnis wieder zu sehen; statt dessen ward mir das Bittere zu Theil, einen fahlen Käfig mit blanken Fen-stern zu betreten; der trauliche Schmuck war mittlerweile, wer-weiß wohin, veräußert worden. Ein einziges Rundscheibchen mit Melanchtons Bildnis und der Bezeichnung „Erasmus Lann-ger F 1617“ war übrig geblieben. Ich hatte es immer haben wollen und manchmal eines Handels wegen den Spaziergang nach Hundwyl gemacht. Zehn Jahre später ist er denn auch zustande gekommen; „i ha de Chog all Woche mit Louge poht, ond er ist gad nie suber worde“ tröstete die Wirthin sich aus.

Zu größeren Unternehmungen wurden wir Schüler der

oberen Klassen geführt, zum erstenmal über die Landesgrenze hinaus nach Lindau und Bregenz, ein andermal über die Fähneren nach der damals an prächtigen Kristallen noch reichen Kalkspathöhle bei Altstätten und wieder so auf den Hohenlasten und Camor. Dieser letztere Ausflug schloß mit einem jähnen Mizklange ab. Wir waren vom Camor auf den Sattel zwischen ihm und Hohenlasten zurückgelehrt, um den Abstieg zu machen. Genaue Kolonne und jegliche Vorsicht waren geboten und es ging munter bis zum Fuße des Massives hinab, wo erst das Ausbleiben eines Kameraden uns stutzig machte. Ihm, der kurz-sichtig und ein heimtückischer und verschrobener Bube war, hatte jene Mahnung zuvörderst gegolten. Herrn Bücheler sahen wir den Schrecken sogleich an. Es ging erst eine Zeit mit Warten vorüber, denn es war ja noch immer auf ein Nachrücken des Vermissten zu hoffen. Aber keiner von denen, die mittlerweile herunterkamen, wollte ihm begegnet sein. Was daraus geschlossen wurde, ist leicht zu errathen; der Gedanke, daß ein Unglück passiert sei, schwante uns allen vor, daher nun das Suchen überall begann, bergauf des Ausblickes auf die Trümmerhalde willen, ihrem Fuße entlang mit stetem Rufen, auf welches aber nur ein vielfältiges Echo höhnte. Zwei Sennen waren ebenfalls ausgeschwärmt, deren einer denn auch bald die Runde brachte, daß der Gesuchte blutüberströmt und scheinbar leblos gefunden sei. Mir und einem Kameraden kam es zu, in der nächsten Hütte Quartier zu machen; zwei andere liefen nach ärztlicher Hülfe aus, im Eilmarsche bis Appenzell, wo der Zufall es fügte, daß sie eben nach beendigter Messe den Ersehnten unter der Kirchen-thüre fanden. Der Anblick des Todes, den wir gefürchtet hatten, ist uns glücklicherweise erspart geblieben, aber läglich genug sah der Geborgene aus, wie er mit mehrfachen Gliederbrüchen, blutend und im Delirium wimmernd, auf einem notdürftig zugerichteten Bette lag. — Unserem Schicksal überlassen traten wir Knaben den Heimweg an. In Appenzell gedachte ich der Tante, für die ich im „Hecht“ als Reisekram einen „Landjäger“ kaufte.

Zu Hause stellte sich dieser Leckerbissen als ein schnödes Nest voller Milben dar. Ein dies nefastus war dieser Sonntag vom Anfang bis zum Ende gewesen.

Elf Jahre hatte ich bei den Meinen in Herisau verbracht, wie ihr eigenes Kind gehalten und ihnen darum auch von Herzen zugethan. Diese elterliche Sorge und eine reichlich zugemessene Freiheit in herrlicher Luft haben den Grund zu meinem kostlichsten Gute, einer fortan robusten Gesundheit gelegt. Das rechne ich dankbar auch dem Lande an, das so lange Zeit meine zweite Heimath gewesen ist.

*

Nach kurzem Besuche im „Thiergarten“ bin ich am Allerseelentage 1855 nach Zürich gereist. Tante im „Bracken“ hatte mich in Winterthur abgeholt. Die Fahrt ging bis Zürich in der Post und mein neues Logis war das erste Ziel.

„Zuerst so so, la la. Ein wenig Heimweh“ lautet der Eintrag zu diesem Tage. Schon etliche Monate vorher hatte eine Vorstellung bei meinen neuen Beschützern stattgefunden. Diese sind Herr Heinrich Cramer, ehemaliger Pfarrer in Dürnten, und seine Gattin, geborene Höz von ebendaselbst, gewesen. Beide hatten bis kurz vor meinem Einzug dem Waisenhaus in Zürich vorgestanden, um dessen musterhafte Führung sie sich allgemein anerkannte Verdienste erwarben. Der Gatte war eher weich geartet, ein wohlwollender Herr, der mit dem melierten dunklen Kraushaar, dem kurz geschnittenen Backenbart, einer silbernen Brille und stets soigniertem Anzuge etwas Aristokratisches hatte. Sein Wesen war mehr Dignität als Strenge. Er konnte zürnen, aber es war ein Brausen, das sich bald wieder legte. Ruhige Freundlichkeit mit einem Anhauche von ängstlicher Pedanterie, nicht ohne Zusatz von Selbstgefälligkeit waren die vorherrschenden Stimmungen. In munterer Gesellschaft ging er gerne auf, wobei er auch Scherzen ferniger Art ein williges Ohr nicht versagte. Mir war er von Anfang an lieb.

Frau Pfarrer hatte nicht ungern mit vornehmen Leuten zu thun, nur dem alten Zürich gegenüber ist sie die unversöhnliche Repräsentantin der Landschaft geblieben. Es blieb wenig davon, was Gnade vor ihren Augen gefunden hätte. Ihre Erscheinung mochte am ehesten mit dem einer strengen Frau Oberin verglichen werden, so kam es mir gleich von Anfang an vor. Das braune Gesicht war groß geschnitten, die Nase leicht gebogen, die hohe Oberlippe mit einem Anfluge von Schnurrbart bestanden; über den großen dunklen Augen, die ebenso jovial wie strenge blicken konnten, waren die schwarzen Brauen fast zusammengewachsen. In der Rede sprach sich das Bewußtsein von praktischem Verstande aus; sie hat sie gerne mit einem Zusätze von selbstgefälliger Wichtigkeit garniert. Kerngesunde und Körperstarke sind geneigt, die Schwäche anderer mit Mangel an Willenskraft gleichzustellen; von Nerven durfte vor der Frau Pfarrer erst gar nicht gesprochen werden. Ihr imponierte am meisten, wenn einer rauh und rüstig that. Das schloß aber nicht aus, daß sie den Patienten eine besorgte und zuverlässige Pflegerin war. Sie verstand es auf unsere Scherze einzugehen und war nachsichtig, auch wenn sie einmal ins Derbe überschlugen. Auf Festigkeit und Rückgrat wies sie uns häufig hin. „Wie reimt sich denn das? Halte doch etwas auf dich,“ schalt sie einmal, als sie neuen Verkehr mit einem Herisauer sah, über dessen Falschheit ich mich kurz vorher ausgelassen hatte. Groß war die Treue, die sie und ihr Gatte den früheren Pflegebefohlenen aus dem Waisenhouse bewahrten. Was im Bereiche ihres Einflusses lag, wurde aufgeboten, um jenen, auch wenn sie schon längst ins Leben hinausgezogen waren, für Fortkommen und verbesserte Stellung zu sorgen.

Als drittes Familienglied wohnte im Hause Herr Pfarrers Schwester, ein herzgutes altes Jungferchen, das sich ihr Nadelgeld mit dem Illuminieren von Schweizer Ansichten für den Kunsthändel verdiente. Mich hatte sie besonders in ihr weiches Herz geschlossen, was leider von einem Jungen, der eben in

die Sturm- und Drangperiode eingetreten war, nicht immer nach Gebühr erwidert wurde.

Schon vor meiner Ankunft waren zwei andere Knaben in dem Cramer'schen Hause aufgenommen worden: Eugen von Escher von Berg, die letzte Hoffnung seiner Eltern, denn unerbittlich hatte der Tod in diesem Hause Einkehr gehalten. Zwei ältere Kinder, ein Bruder und eine Schwester, waren kurz zuvor der Schwindssucht erlegen; jetzt kränkelte auch der letzte Sprosse. Ich habe ihn, einen feinen und wohlerzogenen schweigsamen Knaben mit sympathischen Zügen und jenem wehmüdig intensiven Blick, der das tüchtische Leiden verriet, zumeist auf dem Sopha ruhen gesehen. Er wurde schon bald nach Hause zurückgeholt; dort sollte er genesen. Ich habe ihn auch 1856 anlässlich eines großen Winzerfestes im Schloß Eigenthal besucht und dort das Treiben eines landjunkerlichen Hauses im alten Stile kennen gelernt. Im Jahre darauf ist Eugen gestorben.

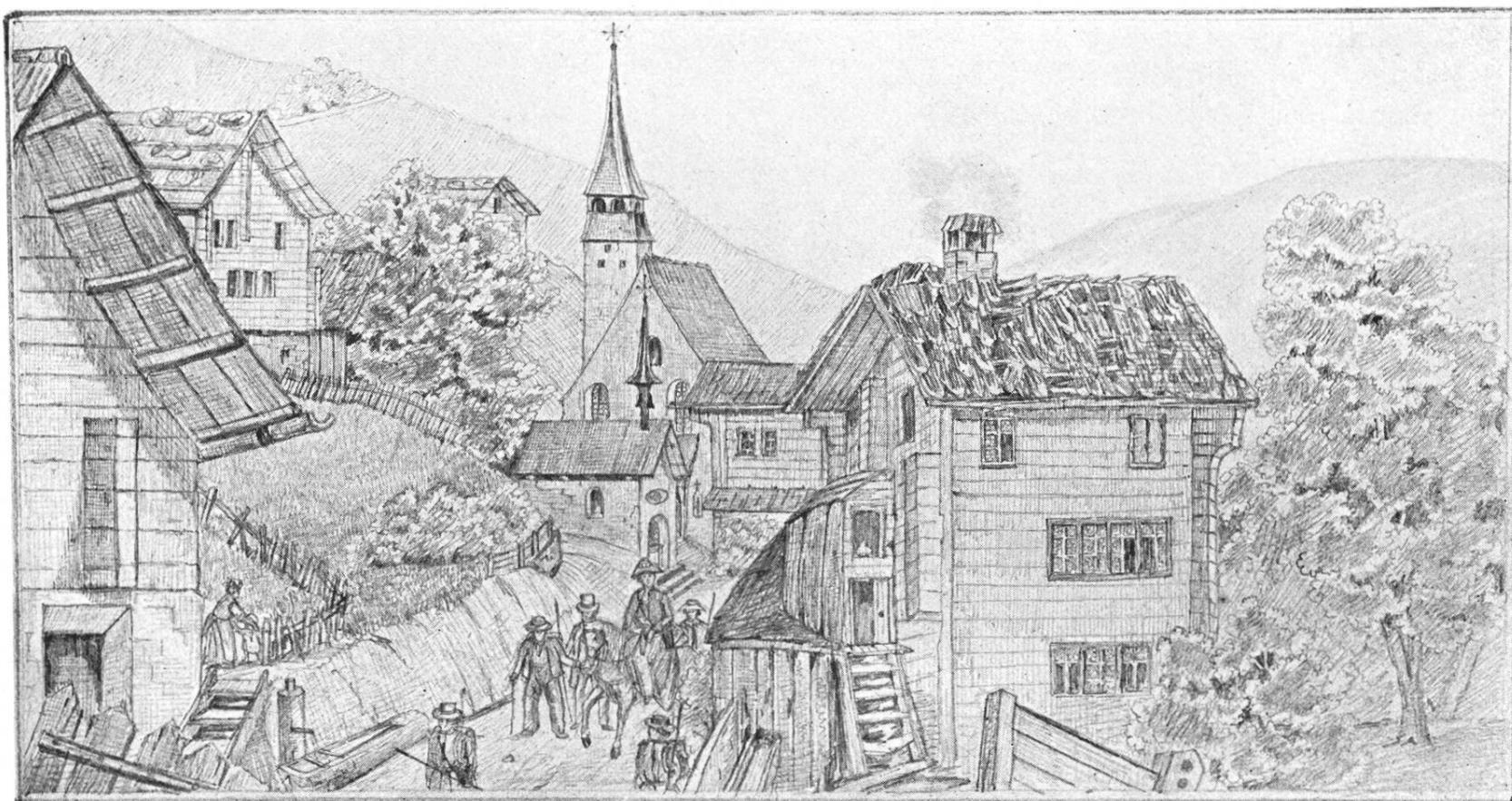
Raum hätten sich ausgesprochenere Gegensätze beobachten lassen, als sie zwischen diesem und meinem zweiten Gespannen bestanden. Der letztere ist Frau Pfarrers Neffe, Hans, der Sohn des Kantonsrats und Gerbers Wunderly von Meilen gewesen, mit dem ich auch nach dem 1856 stattgehabten Einzug in den „unteren Berg“ am Hirschengraben die Schicksale des Zimmernachbars teilte. Wir waren gute Freunde und haben manchen Streich zusammen ausgeheckt. Nur in einem Falle war Hans ein Intransigenter, wenn es zum Necken und Hänseln kam, in welchem Falle sein Zornmut keine Grenzen kannte. Schon damals prägten sich unsere ungleichen Liebhabereien aus.

Das Haus, in dem wir wohnten, trug damals die Bezeichnung Rennweg Nr. 480 (jetzt Rennweg Nr. 12). Es war wenige Schritte von der „Schelle“, auf dem Rain gelegen, der bis 1879 auf 1880 in Form einer Trottoir-Terrasse die östliche Häuserreihe begleitete und nur einmal durch den Einschnitt der Fortunagasse unterbrochen wurde, zu dem von hüben und drüben eine Treppe bzw. Rampe hinunterführte.

In diesem Hause, das einer Familie Bodmer gehörte, hat damals auch Ferdinand Keller gelebt, der mit seiner ebenso originellen Haushälterin, der „Jungfer Haster“ den obersten Stock bewohnte. Schon auf dem Flure sah man, wer dort hauste. Er war mit gothischen Tafelbildern geschmückt, den ersten, die ich in Original zu Gesicht bekommen hatte. Gerne ließ mich der damals schon ehrwürdig aussehende Herr bei sich ein, und, was mir noch wertvoller war, er erlaubte mir, zu gewissen Stunden in der antiquarischen Sammlung auf dem Helmhaus zu zeichnen. Trafen namhafte Geschenke ein, so wurden sie wohl im unteren Stocke gezeigt, so das Salzenberg'sche Werk über die Sophienkirche, mit dem Friedrich Wilhelm IV. die Antiquarische Gesellschaft bedacht hatte und welches damals als non plus ultra einer artistischen Publikation bewundert wurde.

Von Besuchern, die in dem Cramer'schen Hause erschienen, ist mir der des Spinnertonigs Kunz mit seiner zerschmissenen Nase im besonderen, wenn auch nicht sehr sympathischem An- denken geblieben.

Freundliche Aufnahme wurde mir überall zu Theil, bei den Verwandten voraus und dem Vormunde, dessen kraftvolles, mit erflecklicher Satire gewürztes Wesen ich damals scheute, wenn ich auch fühlte, daß er mir väterlich zugethan war. Fast regelmäßig wurde ich zum Sonntagstische geladen. In dem traulichen Zimmer, das nach dem Theaterplatze schaute, fand der Empfang durch die freundliche Frau Fürsprech statt, deren weiche Güte mit dem Herz auf der Zunge das ausgesprochene Widerspiel zu des Gatten Wesen war. Nach Tisch wurde ausmarschiert, durch kreuz und quer auf dem Adlisberg, welcher die Lieblings- trift des Herrn Fürsprech war, und in dem Tempo, um dessen willen ihn nicht jeder begleiten möchte. Auch seinen Knaben und mir sind diese Spaziergänge nicht immer Erholung gewesen, besonders wenn der ersten Gang und Haltung einer allzu scharfen und nachhaltigen Kritik unterlagen. Dafür bot der Abend Trost. Mit meiner nachmaligen Schwiegermamma, Frau Staats-



Oberwald (Wallis) 1857.

schreiber Meyer von Knonau, war Frau Fürsprech im Theater abonniert; das kam auch mir zugut, wenn die Damen sich nicht zur Vorstellung hingezogen fühlten. In einer solchen, es wurde Nestroys Lumpazi Bagabundus gegeben, habe ich als Nachbarin meine künftige Lebensgefährtin kennen gelernt, damals ein zartes, schüchternes Mägdlein von zehn Jahren, um dessen Unterhaltung ich mich vergebens bemühte.

Und wie diese engere Familie mir jegliche Aufmerksamkeit erwies, so wurde ich als der eigene auch in der weiteren Sippschaft der Meyer'schen gehalten und zu allen Festlichkeiten geladen, welche die Geschwister mit den ihrigen vereinten. Bei Herrn Fürsprech und in der Apotheke wurden solche Familienabende gefeiert und dann auch Ausflüge gemacht nach Waldshut und dem Rheinfalle, wo das munterste Treiben herrschte.

Und wie sah es im Weiteren aus? Die Jahre, welche meiner Ankunft in Zürich folgten, sind keines Ruhmes werth. Des Knaben Besonderheiten, eine ziellose Flüchtigkeit, die sich jedem Einflusse überließ, der Mangel an sicheren Grundlagen, welche die bisherige Schulung nicht geschaffen hatte, endlich die Eindrücke, mit denen das städtische Leben den Neuling erfüllte, das alles erklärt, daß der Anfang im Stadium der Kompaßlosigkeit war.

Zum sofortigen Eintritt in die Industrieschule hatten die Kenntnisse mich nicht befähigt. Zwei Lehrer am Waisenhouse sollten das Fehlende durch Privatunterricht ersetzen, den noch ein anderer Knabe, Georg Reishauer, besuchte. Das war mein Verhängnis, denn ebenso flatterhaft wie ich war auch dieser Freund. In allen Studentengeschichten war dieses liebenswürdige Büschlein bewandert und die ausgesuchteste Gastfreundschaft in seinem Hause im Niederdorf zu finden, wo wir, uns selber überlassen, statt zu lernen, die Abende mit chemischen Experimenten vertrieben. Ein weiteres kam dazu, das waren die Tanzstunden, mit dem was sie brachten und Interessen erweckten, die zu allem eher als zu wissenschaftlichen Ergebnissen führten. So kam denn eben was kommen mußte, ein gründ-

licher Durchfall in der Prüfung, die im Frühling 1856 hätte bestanden werden sollen. Auf dem Gnadenwege — es war Herrn Pfarrers Einfluß und Fürsprache zu danken — wurde ich als Auditor auf Probe in die erste Klasse der oberen Industrieschule zugelassen und Ende Sommer denn auch in reguläre Stellung aufgenommen.

Ein schwacher Schüler bin ich aber nach wie vor geblieben; ich that was ich mußte und hatte es denn auch bald so weit gebracht, wie andere meines Schlages, von den Lehrern übersehen zu werden. Wirkliches Interesse brachte ich nur zweien entgegen. Professor Lüning, dessen anregender Methode als Lehrer im Deutschen sich keiner entzog, und Hans Heinrich Bögeli, soweit er sich in kulturgeschichtlichen und antiquarischen Abschweifungen von seinem nicht sehr praktischen Unterricht erging.

Im Frühling 1858 schloß auch dieser Abschnitt meines Schullebens ab. Schon Weihnacht zuvor hatte ich durch Herrn Pfarrer, den nachmaligen Dekan Georg Rudolf Zimmermann am Fraumünster die Konfirmation empfangen. Schlichte Frömmigkeit und heiligste Überzeugung sprachen sich in seinen Lehren und Reden aus, und manche Stunde ist uns eine rechte Erbauung gewesen, die Gewinn für's Leben brachte. Ich habe auch später zu diesem würdigen Geistlichen eine warme Zuneigung bewahrt und mich immer gefreut, wenn wissenschaftliche oder gesellige Sitzungen, wie die der „Gelehrten Gesellschaft“ den Anlaß zu persönlichen Berührungen brachten.

Jener Mißerfolg im Examen hatte den sauren Verzicht auf die Teilnahme am Sechseläutenumzuge 1856 auferlegt, an dem ich als Chinesen hätte mitmachen dürfen. Auch von der Wiederholung, mit der im Sommer die Eröffnung der Nordostbahn gefeiert wurde, bin ich fern geblieben. Indessen gab es auch so noch Zerstreuungen genug. Der erste Besuch in Herisau bot den Anlaß, die Einweihung der Sitterbrücke zu sehen; der Herbst brachte das imposante Radettensfest in Zürich, zu dem sich die Kontingente in der Stärke von 3164 Mann mit

4½ Batterien von überallher zusammenfanden¹⁾). Der Anfang ließ sich kritisch an. Am Vorabend hatte ich mir eine Erkältung zugezogen, deren Folge eine Fiebernacht mit aller Pein von Ohrenschmerzen war. Aber mitmachen wollte ich doch; als Invaliden daheim zu bleiben hätte ich nicht über mich gebracht. Am Morgen stand ich hinter der Kaserne in Reih und Glied, um die Ausfahrt nach Winterthur mitzumachen. Es war ein kalter, unfreundlicher Tag; bald fing es auch zu regnen an. Gegen 10 Uhr fand die Einschiffung im Bahnhof statt. Weil nicht genug Personenwagen zur Verfügung standen, wurden diese für die Gäste reserviert; wir Zürcher mussten uns mit offenen Güterwagen begnügen, was meinem Befinden eben nicht angemessen war. Ein Instruktionsoffizier, Herr Burckhardt, sah, wie ich gegen die Unbill kämpfte; da zog der Brave — es bleibe unvergessen — seinen eigenen Mantel aus, um mir Wärme und Deckung zu verschaffen. Die freundliche Sorge im „Thiergarten“ brachte denn auch bald wieder eine Wendung zum Bessern; ich kehrte mit meinem Kontingente nach Zürich zurück und konnte am Tage darauf mit voller Lust die Freuden des Manöverlebens und des Schlussbanquettes im Zeughaus an der jetzigen Beatengasse genießen.

Schon vor diesem Feste war mir gestattet worden, auf eigene Faust die erste Reise zu machen und zwar selbdritt, in Gesellschaft meines Vetters Fritz Ulrich und Hans Wunderly. Von Winterthur marschierten wir nach Buch und dann nach Flaach, wo in dem gastlichen Hause des Herrn Dr. Sigg ein Führer durch den Rheinauer Wald (Thurwald) gedungen wurde. Zum ersten Mal sah ich ein Kloster großen Stils, dessen Sehenswürdigkeiten, vor allem das Spitzkirchlein, uns Knaben gewaltig imponierten. Recht jugendlich marschierten wir sozusagen an dem Rheinfall vorbei und wieder so wurde folgenden Tages ge-

¹⁾ C. Escher, Die Waffenübungen der Zürcher Jugend. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich, 1887, S. 25 u. ff.

stürmt, auf einer Dampfschiffssfahrt von Schaffhausen bis Bregenz; wir glaubten was wunders mit dem Zurücklegen einer solchen Strecke verrichtet zu haben. Von Rorschach gingen wir ins Appenzellerland hinauf, über Trogen auf den Gäbris, Höhenlasten, Wildkirchli und Ebenalp. Ein mehrtägiger Besuch in Herisau schloß diese denkwürdige Reise ab. Mit seinem linkischen Wesen, in dem neben bodenechter Derbheit schon etwas von haute-finance dämmerte, hatte Hans seinen Gefährten manchen Spaß gemacht. Händel gab es nur beim Essen, weil er jeweilig so ungebührlich in seine Lieblingsplatte mit gerösteten Kartoffeln hieb, daß nach dem ersten Zugreifen wenig oder nichts mehr für die anderen übrig blieb. Mir wurde ein „Merks Marx“ auf der Ebenalp zu Theil. Wir hatten uns, ich glaube in Walzenhausen, mit Appenzeller-Pfeifchen versehen und jeder für sich ein Röllchen Tabak gekauft; eines für alle hätte es auch gethan. Es währte nicht lange, bis ernste Symptome uns darüber belehrten, wie schwer aller Künste Anfang sei. Dem einen ward es so flau, daß er die Dinger in eine Hecke warf; mein Pfeifchen samt Tabak steckte ich ein, um mich dieses Besitzes erst wieder zu erinnern, als wir uns mit einem lustigen Führer auf der Ebenalp sonnten. Jetzt schien es, sei der Moment zu einem eindrucksvollen Geschenk gekommen. Mit stolzer Genugthuung händigte ich beides dem Burschen ein; aber wie lautete die Antwort darauf? „I danke der vielmal Bueble, i will der denn e mal im Himmel obe deför luuse.“ Nahm's und steckte beides ein. Von da an sind Hans und Fritz die Lacher gewesen.

Eine zweite Schweizerreise, dießmal in größerem Stil, fand im Sommer 1857 statt. Wieder war Hans dabei; die Führung hatte Herr Pfarrer übernommen; seine Tochter und eine ältere Cousine, Fräulein von Orelli, vertraten das schöne Geschlecht. Horgen, wohin wir auf dem Dampfschiff fuhren, war die Ausgangsstation. Nach einem Marsch über die Sihlbrücke wurde Mittagsrast in Zug gehalten, wo wir die Geleise der nachmals verkrachten Ostwestbahn sahen, auf einem Ruderboote nach

Immensee übergesetzt und noch der schöne Spaziergang durch die hohle Gasse nach der ersten Etappe, Weggis gemacht. Über die Maßen reich an Eindrücken aller Art war die Fahrt am folgenden Morgen auf dem Dampfboot bis Flüelen, und im Wagen nach Amsteg. Am Abend trafen die Wanderer in Hospenthal ein. Dann ging es über die Furka ins Wallis hinab, streckenweise auf einem Leiterwägelchen, wobei uns belustigte, daß der Rosselenker an steilen Straßenstellen den Schweif des Pferdes hielt, um es am Sturze zu hindern. Überwältigend waren die Eindrücke, die sich auf diesen Fahrten und Wanderungen drängten, wobei mich nur eines stets wieder drückte, die Unmöglichkeit, nach Wunsch die ungezählten Bilder fixieren zu können, denn nur wenn Rast gehalten wurde, konnte ich mich auf ein flüchtiges Skizzieren verlegen. So zogen wir an den malerischen Walliser Dörfern vorüber, und nicht einen Strich zu zeichnen war mir in dem hochromantischen Brieg vergönnt.

Eine volle Tagesruhe wurde in Visp gehalten, dessen Häuser und Kirchen damals noch die frischen Spuren der Verheerungen trugen, die das Erdbeben im Juli 1855 angerichtet hatte. — Herr Pfarrer hatte noch zu den Sparsamen alten Schlages gehört, deren Grundsatz die Ausnutzung der Sachen bis auf die Neige war. Es sollte demgemäß auch mit den Kleidern so gehalten werden, deren älteste eben gut genug zum Austragen auf der Reise befunden wurden. Ein Strohhut, der seinem Träger das Aussehen eines Gärtners verlieh, kam noch dazu und diesem Umstand war es denn zuzuschreiben, daß ihn bei der Rückkehr in den Gasthof der Ausruf eines Baslers begrüßte: „Eh, do funnt jo unser Mäldierdriber!“ „Entschuldigen Sie den Irrtum,“ erwiderte der so Angeredete, „dieser bin ich nicht, sondern Pfarrer Cramer aus Zürich.“ Was folgte ist unschwer zu erraten, ein gegenseitiges Verexcüsieren, Vorstellen und eine Unterhaltung, welche die gleichen Reiseziele enthüllte und deren weiteres Ergebnis der Beschuß zur gemeinsamen Ausführung des Kommanden war, eines Abstechers nach Zermatt, auf den

Riffel- und Gornergrat und sodann die Thalfahrt in einem mächtigen Reisewagen, der die ganze neun Personen zählende Gesellschaft quartierte.

Diese neuen Freunde sind Dr. Wilhelm Schmidlin¹⁾ und seine Angehörigen gewesen. Jener, der bis zu seinem 1872 erfolgten Hinschiede das Amt eines Direktors der Schweizerischen Centralbahn versah, ist eine der interessantesten Persönlichkeiten gewesen, denen ich begegnet bin, damals eine Erscheinung, die mit einem Member of Parliament verglichen werden möchte; fein von Gestalt, aber sehnig, schmiegsam und rasch beweglich, fein von Angesicht, das, wie wohlwollend und leutselig die kleinen Augen blickten, ein ebenso großes Maß von Entschlossenheit, achtunggebietender Strenge und überlegener Satire verriet. Seine Rede war schlagfertig, kurz und immer treffend. Es war eine Freude, seinen Erzählungen zu horchen und die Urtheile zu hören, die er über Menschen und Verhältnisse gab, denn so reich wie seine Erfahrungen als self made man, so gründlich waren die Kenntnisse, die er aus vielseitigen Gebieten beherrschte.

An diese Reise schloß sich ein gemeinsamer Aufenthalt in Bex, der vierzehn Tage bis drei Wochen währte und Alten wie Jungen der Freuden und Anregungen die Menge brachte. Als neidische Spiel- und Spaziergefährtin hatte sich uns Knaben Herrn Directors Töchterchen, die etwa vierzehnjährige Emma, beigesellt, stets aufgeräumt und zum Mitmachen auch dann erhortig, wenn unsere Anschläge nicht eben die tugendsamsten waren. Hier konnte ich mich nun nach Herzenslust in meinem Besonderen ergehen, zeichnen und nach Alterthümern streifen, denn inmitten so merkwürdiger Dinge hatte ich bisher noch nicht geweilt. St. Maurice lag in der Nähe mit seinem Schloß und dem wunderbaren Stiftsschäze, der damals noch zugänglicher als heute war. Dann stiegen wir zu der Tour d'Huin und der

¹⁾ Vgl. über ihn Basler Jahrbuch 1893, S. 1 u. ff.

stolzen Ruine von St. Triphon hinauf, endlich war es Chillon, dem ich damals den ersten Besuch erstattete, im Sturme freilich, denn die Gesellschaft, in der wir bis Villeneuve gekommen waren, war Alterthümern nicht sonderlich zugethan, so daß Hans und ich die Zeit zu diesem Abstecher mit heißem Fersengeld bezahlen mußten¹⁾. Besuche in Genf und Lausanne folgten zu guter Letzt. Jenen hatte die pfarrherrliche Sparsamkeit etwelchermaßen getrübt, die statt des ersehnten Mittagsmahles nur eine Rast im botanischen Garten gestattete, so daß die glückliche Heimfahrt trotz bewegter See nicht das Verdienst unseres Führers war. In Lausanne lernte ich eine besondere Art der Verwendung von alten Pergamenten kennen. In dem Hause des Syndic G., wo Herr Pfarrers Tochter ihre Pensionszeit zugebracht hatte, wurden solche von der Dame des Hauses, die eine geborene Engländerin war, zum Verschluß von Confitüre-gläsern gebraucht. Ich habe etliche Urkunden dann auch für mich erbeten und sie der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich zum Geschenk gemacht. — Als ein weiteres Kuriosum mag heutzutage unsere Heimreise gelten. Fünf Uhr morgens lief der Zug von Lausanne ab, um in Nyon seine Passagiere dem Dampfboote abzugeben. In Neuchâtel setzte der Postdienst ein bis Biel, worauf die lange Eisenbahnhfahrt über Solothurn, Herzogenbuchsee und Olten bis Aarau zurückgelegt werden mußte. Dann, der noch nicht vollendeten Theilstrecke wegen, nochmalige Posterschüttung bis Baden, von wo uns endlich gegen Mitternacht der Zug nach Zürich brachte. Und eine solche Fahrt hat damals als courriermäßige Spedition gegolten.

An diesem letzteren Reisetage hatte Neuenburg vor allen Orten, die wir passierten, unser Interesse gegolten, waren doch wenige Monate zuvor noch aller Blicke dorthin gerichtet gewesen und, wie leicht ersichtlich, hatte dieser „Preußenkrieg“ — wie

¹⁾ Eine Erinnerung an diesen ersten Besuch habe ich in der Schweizerischen Bauzeitung von 1887 Bd. X Nr. 1 u. ff. aufgezeichnet.

der Neuenburgerhandel in der Jahreswende von 1856 auf 1857 genannt wurde — auch unsere jugendlichen Gemüther tief und lebhaft ergriffen. Welche Gefahren drohten, war uns wohl bewußt. In meinen Tagesnotizen steht zum 20. Dezember eine sorgenvolle Betrachtung geschrieben. Aber so vieles gab es dann wieder, das die Hoffnung entflammte, daß Manneskraft und Muth auch in dem bevorstehenden Kampfe sich erneuern und bewähren werde, und Schauspiele aller Art, die unseren Sinn zerstreuten: eine Kirchenparade, Serenaden, Nachschübe aller Waffengattungen, das Gerede von den Zurüstungen, die zu Wehr und Angriff getroffen wurden, die Neugierde wieder, welche die Einquartierungen erregten. Seit Mitte Januar hatte General Dufour sein Hauptquartier nach Zürich verlegt und die Spannung ihren höchsten Grad erreicht; aber nur noch für kurze Dauer, denn schon in der zweiten Hälfte Januar fand der Austrag statt, infolgedessen die Mannschaften in die Heimat entlassen werden konnten.

Diese letzten Tage seiner Anwesenheit hatten dem edlen Heerführer mancherlei Ovationen gebracht, deren einer ich gedenke, weil sie die Blütthe der zürcherischen Jugend an den Rand einer Katastrophe geführt hatte. Im Casino, dem jetzigen Schwurgerichtssaale, war General Dufour und seinem Stabe zu Ehren ein großes Ballfest angeordnet worden. Schon hatte der Tanz begonnen, als ein immer schärferer Gasgeruch den Saal erfüllte und etliche Tänzerinnen ohnmächtig weggetragen werden mußten. In Eile zog sich deshalb die Gesellschaft zurück und eben als der hohe Guest mit seiner Suite erschien, war völliges Dunkel in allen Räumen geworden, zur rechten Zeit, denn nur noch eine Spanne und die furchtbare Explosion wäre erfolgt. Diesem denkwürdigen Feste, das übrigens bald wieder seine frohen Wogen schlug, hatte auch Herr Pfarrers Tochter, die nachmalige Frau Louise Steinfels-Cramer beigewohnt.

Um diese Zeit trat ich nun erst so recht in die zürcherischen Kreise ein. Aus Nachbarschaften auf der Schulbank hatten sich

Freundschaften entwickelt, die noch heute bestehen, wie die Kameradschaft¹⁾ in die sie mich führten. Sonntagabend kamen wir im Turnus bei einem der Freunde zu Gast. Die Aufwart war schlicht: Brot und Käse, Hüpli, Früchte und dazu Wein, dessen firme Kraft die Echtheit seines zürcherischen Ursprungs außer Frage stellte. Spiele gab es keine, dafür frohen Sang, an schönen Sommerabenden etwa eine Bootsfahrt und launige Reden, zu denen jeder sein Bestes steuerte. Nie haben Zank oder Hehl die frohe Eintracht und einen harmlosen Übermut gestört.

Und wieder so ging es auf den Schneckenbällen zu, deren Führung unsere Kameradschaft hatte. Auf der gleichen Stelle, wo heute das stattliche Gesellschaftshaus zum „Schnecken“ steht, hatte bis 1863 der alte „Schneggen“ existiert, ein kleines einstöckiges Haus, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut, zu ebener Erde ein paar bescheidene Kaufläden, darüber den einzigen Gesellschaftssaal und im darüber befindlichen Halbgeschosse die Wohnung der Verwalterinnen, der schon damals bestandenen „Jungfern Rahn“ enthielt. Eine Freitreppe am Hintertheil des Hauses führte zu dem Flur des ersten Stockes hinauf. Der einzige Zierath am Äuferen war das hübsche Rococo=Relief mit dem Wahrzeichen des Hauses, das die Fassade schmückte und dann beim Neubau in das Treppenhaus versetzt worden ist, und drinnen der vergoldete Bockskopf, der, ohne Rücksicht auf den heraldischen Schmuck seiner Rückseite, in die Nord-

¹⁾ Meine damaligen Kameraden, denen ich Ostern 1858 beitrat, waren: Theodor von Escher, Dir. der Militärwerkstätten in Thun, geb. 1839, gest. 1877; Karl Jaesch, stud. polyt., geb. 1840, gest. 1862; Theophil Heß-Tetscherin, geb. 1839 (trat nachmals aus); Hans v. Meiss, Kaufmann, geb. 1840, gest. 1891; Moritz Nüschele=Meyer, Kaufmann, geb. 1840; Salomon Pestalozzi, Ing., geb. 1841, gest. 1905; Louis Schindler=Tschudin, Spinnereienbesitzer in Kennelbach bei Bregenz, geb. 1840, gest. 1881; Dr. Hch. Steiner, Prof. a. d. theolog. Fakultät Zürich, geb. 1841, gest. 1889; Karl Ziegler=Wegmann, Spinnereibesitzer, geb. 1840; Hermann Lavater, geb. 1840, gest. 1909.

westende des Saales eingelassen war. Und gerade so einfach wie das Haus sind die Feste gewesen, die wir dort gefeiert haben; ein paar Tanzabende, die sich über den Winter vertheilten und als vornehmstes der Bächtelisball. In geheimer Sitzung wurden die Damen vermerkt, die jeder von uns führen wollte; welche nach dieser „Gant“ übrig blieben, standen den Eingeführten zu Gebot. In den ersten Jahren, da ich mitmachte, wurden die Damen in der Sänfte abgeholt, einem Transportmittel, über welches vornehme Familien zu eigen verfügten, das sonst aber gemietet wurde und den Vortheil bot, daß die Insassen unbeschadet ihrer Toilette von einem gedekten Raum in den anderen getragen werden konnten. Im übrigen war es auch mit dem Staate so schlicht wie möglich bestellt. Seide wurde nicht getragen, bis die ersten Bräute auf unsern Bällen erschienen; Mousseline tat's; sie hat die Damen in unseren Augen gerade so hübsch wie jene gemacht. Gleich anspruchslos war die Aufwart: zu Limonade und Mandelmilch, die während der Pausen serviert wurden, hat sie an gewöhnlichen Abenden aus Fleischpastetchen und einem Glase offenen Weines bestanden. Wir pflegten diese Platte — nicht eben poetisch — „den Beinfräß“ zu nennen, weil die Knie das Tischchen waren, auf dem sie genossen wurde. Warme Speisen, deren Krone ein Kalbsbraten oder, wenn es hoch ging, Geflügel war, wurden nur am Berchtoldstag aufgetischt. Im „Jungfern Rahnen-Stübli“ drängte sich die Gesellschaft, wie es eben ging, an einer langen Tafel zusammen. Eine Bank ohne Lehne diente der einen Hälfte, wobei es einmal vorkam daß unter ihr das Möbel zusammenbrach und nur die längsten Kavaliere mit ihren Köpfen noch über die Tafel schauten. Sonst alle Achtung vor dem Tone, der in unserem Kreise herrschte. Nie wäre eine Dame sitzen geblieben; wer kam, der wußte, was Kavalieren geboten war. An gewöhnlichen Abenden schon gegen ein Uhr traten die Tänzerinnen den Heimweg an, jede von einem oder mehreren Herren begleitet, wobei es ergötzliche Szenen gab, wenn die Ratten von der nahen Fleischhalle vor

unseren Füßen über die Gasse trollten. Waren die Damen untergebracht, so führten wir in den „Schnecken“ zurück, um die Feier beim Krambambuli zu beschließen. Sehr hübsche Anlässe, die neben diesen einhergingen, waren die Soireen, welche von der Familie v. May-Escher im Stadler'schen Hause am Kratzplatz gegeben wurden. Von anderen Privatbällen ist einer der eindrucksvollsten der gewesen, zu dem 1857 die Familie des Herrn Stadtseckelmeister Meyer-Ott in Stadelhofen geladen hatte, und zwar des Raumes wegen, der dazu auserlesen war. Wir tanzten in dem Lochmannsaale, der jetzt dem Landesmuseum gehört und damals (ohne den jetzigen nicht dazu passenden Glasurboden) nebst einem nördlich vorliegenden Flure den einzigen Oberstock eines kleinen Gebäudes bildete, an dessen Stelle jetzt das Haus Theaterstraße Nr. 14, Ecke St. Urban-(ehedem Kanonen-)gasse steht. Bei diesem Anlässe war auch Professor Hans Heinrich Vögeli zugegen, der in den Tanzpausen die Portraitgalerie erklärte und hiebei so etwas wie eine Geschichtsstunde gab.

Größere Bälle (Assemblées) und Concerte wurden im Casino gegeben. Auch der Besuch der Lechteren setzte damals noch alle Formalitäten des alten Tones voraus; große Toilette war den Damen, Balltenue den Herren vorgeschrieben. Ältere Herren pflegten Fräuleins aus ihrer Bekanntschaft mit einer besonderen Einladung zu beeihren. Weil Mangel an Sitzplätzen herrschte, durften wir Herrlein stehend die Wände garnieren. In den Pausen wurde den Damen, älteren und jüngeren, die Aufwart gemacht und ihnen wohl auch eine Erfrischung dargebracht. Diesem höflichen Treiben hat erst die freie Öffentlichkeit der Tonhalleconcerte (seit 1867) ein Ende gemacht.

Und noch einem Kreise hatte ich mich damals beigesellt, der mir bleibende Anregungen und Freundschaften brachte, welche noch heute so hoch wie damals stehen. Im Jahre 1856 hatte sich die „Gesellschaft vom alten Zürich“, oder die „Gvaz“ wie wir sie schlechtweg nannten, aufgetan, eine Vereinigung

junger Stadtbürger, die mit stark romantischem Zuge sich des Studiums der Geschichte beflissen und dabei den ausgesprochensten Konservatismus auf ihre Fahne geschrieben hatten. Es lief manches mit unter, was reiferer Einsicht und künftigen Wandlungen nicht mehr Stand zu halten vermochte, aber was blieb, ist reinster Idealismus, eine herzwarme Solidarität und das Streben gewesen, alles Unedle fern zu halten. Allwöchentlich am Montagabend fanden die Versammlungen statt in einem Lokale, das wie kein anderes dem Charakter unserer Vereinigung entsprach; das war die „Bogenschützen“ hinter dem Lindenhofe, ein Haus, das — seit langem umgebaut — jetzt die Nummer Fortunagasse 36 trägt. Eine hölzerne Treppe führte vom ersten Stocke in geradem Laufe zu dem Saale hinauf, der mit reich stuccirter Decke die ganze Ausdehnung des folgenden einnahm. Ein allegorisches Tafelgemälde, aus dessen Mitte ein Hirschgeweih ragte, schmückte die Langwand zur Rechten, die Schmalseiten waren mit Kreuzfenstern geöffnet, die ihren vollen Schmuck mit Glasgemälden hatten¹⁾. Hier wurde nun jeweilig ein Vortrag gehalten, an den sich in der Regel ein lebhaftes Diskutieren knüpfte, und dazu gepafft, daß ein stockdicker Qualm den Raum erfüllte. Mit diesen offiziellen Zusammenkünften gingen andere Hand in Hand, die frohen Abende, die wir im Strohhof verplauderten, und das tägliche Stelldichein in der „Bude“ des „Bursterers“, wie nach dem Vorgange des Nothweststein in St. Gallen der Präsident unserer Gesellschaft hieß; erst in der „Leutpriesterei“, untere Kirchgasse (jetzt Grossmünsterplatz Nr. 6), und dann an der Steingasse hatte Wilhelm Tobler hier gemeinsam mit dem 18.. verstorbenen Lithographen Jean Egli seine Behausung aufgeschlagen. Sie war das Admiralschiff, das nach Tisch die Elite der Gesellschaft vom alten Zürich vereinte. Der liebenswürdigste Gesellschafter, vielseitig bewandert, ein froher Sänger, der mit einem gemüthvollen Vari-

¹⁾ Alle diese Reliquien sind jetzt verzettelt im Landesmuseum untergebracht.

ton die Scheffel'schen Lieder zum Besten gab, hatte er sich in aller Herzen eingeschrieben; nächstdem war es die edle Heraldika, die hier ihre Pflege fand, denn eben damals gaben Tobler und Egli ihr Zürcher Wappenbuch heraus, dessen Lieferungen ich jeweils mit Ungeduld erwartete.

Inzwischen war die Schulzeit abgelaufen, und was sollte nun allendlich aus mir werden? Im vorigen Jahrhundert, hörte ich sagen, wurden Bürgersöhne, wenn sie halbwegs taugten, dem geistlichen Stande zugeführt. Minder Begabte pflegten wohl Buchbinder zu werden. In den fünfziger Jahren waren diese Ziele schon höher gestellt: „Er taugt zum Studium nicht, also soll er Kaufmann werden.“ So war auch mir der Weg zum Apprenti gewiesen.

Am 3. Mai 1858 trat ich bei der Firma Zuppinger, Siber & Co. ein, die ihr Rohseidengeschäft im „Sonnenhof“, einem alten Werdmüller'schen Hause, jetzt Stadelhoferstraße 12, betrieb. Groß war die Begeisterung nicht, mit der ich den Kaufmannsstand ersaßte und noch geringer das Interesse, welches den ersten Obliegenheiten galt. Ich hatte mich eben so einem Verlaufe überlassen, der nach dem Vorausgegangenen als der einzige denkbare erschien. Mit Zukunftssorge beschwerte ich mich nicht; ich lebte der Gegenwart und zwar recht wohlgemut, denn freundlicher hätte in der Tat die Einführung in die neuen Verhältnisse sich nicht gestalten können. Mein nächster Vorgesetzter war Gottfried Grebel (geb. 1839, gest. 1890), gleichfalls „Geselle vom alten Zürich“, ein immer aufgeräumter Bursche, praktisch, voll origineller Ideen und Launen und allem zugetan, was in meine Liebhabereien schlug. Es hatte eben damals eine gewisse Lahmheit in den Geschäften Platz gegriffen, als Folge der Krisen, die sich in Italien aufzuschürzen begannen. Dass wir nicht auf der Seite der Nationalen standen, war bei dem Konservatismus, den wir beide vertraten, sehr wohl zu verstehen. Zur vollen Begeisterung haben denn unsere schwarz-gelben Sympathien die österreichischen Mannschaften entflammt, die im Jahr darauf

unter Bedeutung eines unctionischen Halbbataillons als Interierte nach Zürich kamen. Meine damaligen Briefe sind an Äußerungen und Karikaturen reich, welche diesen Gesinnungen unverhohlenen Ausdruck gaben. An anderweitiger Allotria gebrach es ebenfalls nicht, infolgedessen Böcke, wie fehlerhafte Fäkturen, Speditionen und Versehen in Kopierbüchern keine Seltenheiten waren. In solchen Nöten hat sich dann Grebel jeweilig als zuverlässiger Freund und Retter bewährt. Nur einmal ist er außer Stande gewesen, mir eine wohlverdiente Blamage zu ersparen. Ich hatte den Auftrag bekommen, ein Telegramm nach London aufzugeben, das damals noch ein Liver Sterling kostete. Dem Telegraphenamt (im jetzigen Centralhofe) lag die Leuthold'sche Kunsthändlung gegenüber, wo ein ausgestelltes Novum meine ganze Aufmerksamkeit erregte. Darauf kehrte ich zu meinem Pulte zurück. Eine Antwort aus London kam aber nicht, und als ich folgenden Tages im vollen Bewußtsein erledigten Auftrages auf dem Telegraphenamte reklamierte, war auch dort weder diese — noch meine Aufgabe zu finden. Es war Essenszeit; da, auf dem Heimwege schwante mir's plötzlich auf. Ich hatte Tags zuvor einen Überzieher getragen und ihn dann nicht mehr gebraucht. Sollte da die Depesche sich finden? Und richtig, zu Hause ein Griff — der Fund, das weitere lässt sich erraten. Etwas anderes als freimütiges Bekennen und reumüthige Abbitte gab es nicht. Ich habe sie gethan, nach einem Gange, der zu den sauersten meines Lebens gehörte, und hiebei die hohe Gesinnung meiner Prinzipale kennen gelernt. Mit einer scharfen Strafpredigt, doch ohne Groll, war es seitens des einen getan; mit kaltem Schweigen drückte der andere seinen Unmut aus, aber sein Achselzucken und seine Blicke, die ein souveränes Mitleid verrieten, setzten mir noch schärfer als jener Sermon zu. Dieser Herr ist Oberst Siber-Gyss¹⁾, dessen Umsicht und Entschlossenheit sich

¹⁾ Oberst Gustav Siber-Gyss, von J. Hardmeyer-Jenny: Zürch. Taschenbuch 1901, S. 94.

anlässlich des Überganges der Bourbaki'schen Armee in so hohem Grade bewährten und mit dem mir der spätere Verkehr im Alpenclub die angenehmsten persönlichen Beziehungen verschaffte.

Im übrigen hielt nach wie vor der Zug zum Fremden stand. Ob heimlich oder mit Wissen der Prinzipale war mein Pult mit Zeichnungen, Büchern und Notizen gefüllt, die alles eher als mercantilische Interessen verriethen. Viele Stunden füllte ihr Studium aus und die Sehnsucht nach der Siegelsammlung, deren Ordnung und Ausbau mich zu Hause beschäftigten, fing schon mit dem Tagewerke an. Correspondenzen und Reisen, die liberal bewilligt wurden, zogen weiteres nach. Ich durfte nach Luzern und Basel, welche beiden Städte ich zum erstenmale sah; Basel im September 1859 als Guest des Schmidlin'schen Hauses und Luzern ein Jahr zuvor bei meinem früh verstorbenen Freunde Eduard Göldlin v. Tiefenau¹⁾ am oberen Grund, durch den sich die bis heute fortgesetzten Beziehungen zu dem Staatsarchivar Dr. Theodor v. Liebenau und dessen 1874 verstorbenen Vater dem Historiker Hermann eröffneten.

Zu kleineren Unternehmungen wurden die Sonntage benutzt, nachdem ich einmal Bettingen samt seinen Schäzten kennen gelernt hatte. Unvergeßlich bleibt der Eindruck, den diese erste Besichtigung des dortigen Kreuzganges am 13. Juni 1858 auf mich machte, wo ich leibhaftig verkörpert sah, was die Phantasie mir je von solcher Bilderfülle, verwoben mit lauter romantischen Erinnerungen, vorgezaubert hatte. Von da an haben sich die Besuche daselbst so oft wiederholt, daß zeitweilig fast jeder Sonntag dazu genommen wurde, meist in Gesellschaft meines Freundes Albert Schultheß (geb. 1838, gest. 25. Dez. 1898), oder des Bettlers Heinrich Zeller. Da machten

¹⁾ Geb. 1843. Er hat am 14. Juli 1861 tragisch geendigt. Zu Pferd begleitete er seine Mutter, die in der Equipage nach Lowerz fuhr. Während des Rittes platzte der Sattelgurt, und die Folge des Sturzes war sein sofortiger Tod.

wir uns denn mit naivem Beginnen und bald auch von dem liebenswürdigen Zeichner der Antiquarischen Gesellschaft, Herrn Graeter, zu besserer Praxis angeleitet, ans Pausen von Lieblingsstücken, die zuerst an die Reihe kamen, worauf dann systematisch die sämtlichen romanischen Pässe gezeichnet wurden. Es waren weihelose Stunden, wenn von der Kirche Gesang und Orgelspiel herüber tönten, dazwischen das Klingeln der Meßglöcklein und dann wieder die Stille kam, die nur der zopfige Stundenschlag, ein Rauschen in den Büschen, fröhliches Gezwitscher, oder das Klirren der Gläser in losen Bleiruthen unterbrachen. Da das Zeichnen müde und die feuchte Luft im Kreuzgang schlotterig machten, wurde der Heimweg öfters zu Fuß unternommen.

Auch Muri ist eine oft begangene Stätte gewesen. Zumeist allein brach ich schon vier Uhr morgens auf. Auf der Balderen wurde eine Stärkung genommen und sodann über Stallikon, Ottenbach und Birri zum Ziele marschiert. Spätestens halb neun Uhr war es erreicht, worauf ein frohes Zeichnen begann bis zum Mittagessen, das, meiner Börse entsprechend, zumeist nicht über ein „Leberli“ reichte. Dann nochmaliges Zeichnen und Antritt des Heimweges über Boswil und Bünzen mit Vesper in Bremgarten und jenseits des Berges, weil ein Saldo statt zum Eisenbahnhfahren doch lieber für neue Expeditionen verwendet werden wollte, auch noch zu Fuß nach Zürich. Appetit und Schlaf nach solchen Touren waren dann freilich danach.

Dann bin ich wieder ins Reutal gepilgert, über den Hasenberg nach Bremgarten und Mellingen und zwischen diesen traulichen Städtchen ins Kloster Gnadenthal, wo der Beichtiger, P. Basilius Strelbel, der letzte Conventuale von Wettingen, meine Begleiter und mich stets freundlich empfing. Da ergötzten wir uns denn so recht an einem Bilde aus alter Zeit, wenn wir in Gesellschaft des greisen Cisterciensers das Gastzimmer betraten. Wohl konnte dieser stattliche Saal als das Muster eines geistlichen Repräsentationsraumes gelten. Stuccaturen schmückten

die Decke, Heiligenbilder und Prälatenporträte die Wände, wo an der Eingangsseite die reich geschmückten Büffets stunden und gegenüber eine Fensterreihe den Ausblick auf die grüne Ferne und den Strom gewährte, der mit Linden smaragdenen Fluten unter dem Fuße des Klosters treibt. Ein Gitter teilte den Saal in zwei annähernd gleiche Hälften ab. Durch die Brüstung, die es trug, lief die Tafel hindurch und über ihr war ein Türchen angebracht, das geöffnet wurde, sobald die „Frau Mutter“ mit ihrer Gesellschaft erschien. Durch dieses Türchen wurde auch angestoßen, wenn der Trank zu dem üblichen Klostergebäck kam.

Auf diesen und anderen Fahrten ist Albert Schultheß mein unzertrennlicher Gefährte gewesen. Auch ihm war das Zeichnen eine Liebhaberei; er hatte sie vom Vater geerbt, dem sel. Herrn Ludwig Schultheß-Kaufmann, dem der Kanton Zürich die reichste Sammlung von Aufnahmen seiner Altertümer verdankt. Keinen treueren Menschen als Albert, so voller Aufrichtigkeit und Seelengüte hätte es geben können. Kein Opfer war ihm für seine Freunde zu groß, denen sein verständiger und besonnener Rat in jeder Lage zugute kam. Die Natur hatte ihn mit einem unverwüstlichen Humor begabt, dessen Äußerungen umso drastischer wirkten, als ihnen eine philistrische Erscheinung und Geberden von pedantischer Gemessenheit entgegenstunden. Als Gelegenheitsdichter hat er viel Freude gemacht und ebenso durch seine komischen Vorträge, deren bester die immer wieder afflamierte „Schaffhauser-Rede“ war.

Unser größtes gemeinsames Unternehmen ist eine Reise nach Bünden gewesen, die wir im Sommer 1859 machten (Austritt der Reise am 29. Juni), reich an Anregungen, zeichnerischer Beute und kleinen Abenteuern, die sich bleibend eingeprägt haben. Es fügte sich, daß wir in Weesen noch eines der letzten Dampfboote fanden, das die entzückende Fahrt auf dem Walensee machte. Am folgenden Abend trafen wir in Klosters ein; in einem Stücke war mit schwerem Tornister der Weg von

Ragaz über Fideris-Bad dorthin gemacht worden. Café complet gab's, etwas anderes nicht, und wieder so morgens; dann wurden die Reiseflaschen mit einem Fusel gefüllt, was alles zusammen einen Franken und 25 Rappen pro Mann betrug. So schlicht und billig hielt uns auch das Rathaus in Davos, die einzige Wirtschaft, die der damals noch in voller bündnerischer Ursprünglichkeit bestehende Platz besaß. Dieser Imbiß indessen, scharfe Salami und ein herber Weltliner dazu, war es doch nicht, was unsere Kräfte gefördert hätte. Es machte furchtbar heiß, die Strapaze des vorigen Tages erst jetzt sich geltend und dazu brannte der Durst, so daß wir bei Frauenkirch etwas erschöpft bei einem Steinhaufen capitulierten. So traf uns ein Bauer, der vorüberfuhr mit einem Befikel, das einem Sarge auf kleinen Rädern glich und von einem mageren Bergköpplein gezogen wurde. Diese Fahrgelegenheit riefen wir an, wir mochten nicht mehr gehen. „Wenn die Heeren sich nicht fürchtend, so sitzend sie nur uf, aber ich fahre halt durch die Züge uſe.“ Gesagt, getan. So gut es ging, kielten wir uns ein, der eine rechts, der andere links die Beine über den Kasten schlendernd. Und nun begann eine Fahrt, wie ich sie seither nie mehr machte; bergauf und bergab, auf steilen, oft überhängenden Stegen, wobei die schon im Wallis gesehene Praxis sich wiederholte, daß an abschüssigen Stellen der Mann den Schweif des Pferdchens hielt. Endlich war Wiesen erreicht, wo wir dankend unsern Freund entließen und mit verjüngten Füßen auch bald das Abendquartier in Alvaneu erreichten.

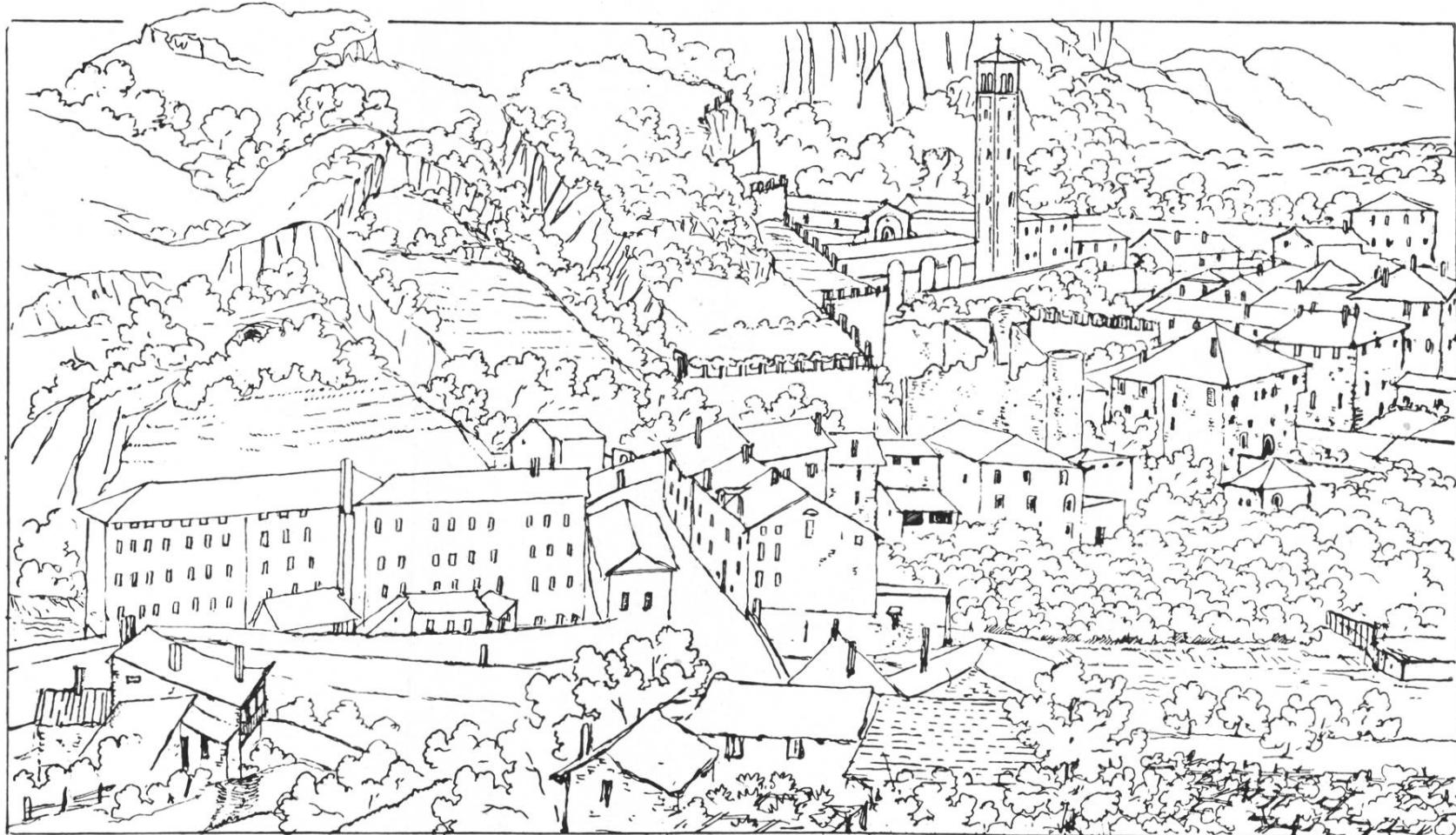
Eine weitere Episode hat dann am folgenden Tage gespielt. Mit leeren Mägen waren wir bis Bergün gepilgert. Dort fing der Aufstieg zum Albula an, in Gesellschaft eines alten Weibes, das, mit einem großen rothen Regenschirme ausgerüstet, sich uns angeschlossen hatte. Schon in Zürich war uns von den Weizenstein-Forellen berichtet worden, die wir uns ja recht mundet lassen sollten und es fehlte auch nicht, daß dieser Lohn als ein mehr und mehr begehrenswerter erschien. So nahten wir uns

in heißen Mühen dem Ziele, aber vergebenes Hoffen, denn ein Flimmern und Blitzen verriet, daß viele andere zuvorgekommen waren, die Mannschaften nämlich, die in Ponte in Besitzung lagen und auch einmal ihren Tag auf dem Weizenstein haben wollten. Was nützte uns da der Anblick ihres malerischen und frohen Treibens! Sie hatten getrunken und aufgezehrt was das Berghaus zu bieten hatte, so daß uns nichts übrig blieb, als mit dem Troste von hinnen zu ziehen, daß in der nächsten Hütte schon etwas sich finden werde. In der That, hat selten eine Mahlzeit besser gemundet, als der Trank aus dem Milchzuber, den wir dort von Mund zu Mund passieren ließen. Doch wehe denen, die nicht wissen, was solche Rost ohne Zutat bedeutet. Es ging recht gut, bis wir auf der Talstraße waren; dann aber traten Symptome und bald auch Wirkungen ein, die uns nicht nur zwangen, hoch über der Straße Deckung auf Deckung zu suchen, sondern auch die Nacht in Samaden zu der denkbar unruhigsten machten.

Ein herrlicher Sonntag folgte darauf, den wir zu Streifereien benützten, die uns bis St. Moritz führten. Wie einfach sah es dort noch aus und auch die Bäder waren noch nichts weniger als luxuriös beschaffen. Wir beschlossen, uns ebenfalls in einem solchen zu erquicken und reckten uns eben mit vollem Behagen in dem schmeichelnden und pridelnden Nass, als plötzlich Feuerruf durch den Gang erscholl. Leichteste Toiletten sollen aus einzelnen Zellen zum Vorschein gekommen sein. Wir unsererseits trösteten uns, im sicherer Elemente zu sitzen und vernahmen auch bald, daß nicht im Hause, sondern oben im Wald das Feuer brenne. Es war ein buntes Volk, das dort mit Axt, Hacken, Spaten und improvisiertem Löschzeug handierte, Bauern, Soldaten, dazwischen die malerischen Bergamäster Schäfer, die Gräben zogen, Buschwerk und Bäume fällten und mit Tannzweigen die wieder ausbrechende Lohe erstüdteten. Schon war sie fast gedämpft, als auch wir noch zu helfen bekamen. Eine jüdische Elsäßer Dame, die mit uns das

Schauspiel betrachtet hatte, war plötzlich in Ohnmacht gesunken. Als ob es zum Ende ginge, schnaufte und röchelte ihr gewaltiger Leib. Doch zog auch diese Wolke in Gnaden vorüber. Es kamen Essenzen, die unsere Douchen unterstützten und die schon hiervon entfachten Geister vollends ins Leben riefen, so daß wir mit gutem Gewissen uns wieder der Freiheit überlassen mochten.

Noch nie hatten wir beide eine Paßfahrt gemacht. Die über den Maloja hinunter bot uns alle Reize einer solchen dar, die Eindrücke fühlsten Fahrers und den entzückenden Wechsel von Überraschungen, welche der unmittelbarste Übergang von der Natur des Nordens in die Uppigkeit südlicher Landschaft bietet. Und allen diesen Eindrücken konnten wir uns umso voller überlassen, als wir die einzigen Insassen des schönsten Coupées waren. Zu dem munteren Geflingel ertönten die lustigen Weisen, welche das Posthorn blies und nimmer müde wurden wir, die hunderte von Bildern zu schauen, die eine völlig neue Welt der Erscheinungen uns zeigte. Von Zeit zu Zeit fand der Conducteur in unserem Coupée sich ein, als väterlicher Freund, der meinte, daß, wenn es gefalle, er uns zu einem guten Trunke verhelfen werde. Das Bedenken, wie denn ein solcher Aufenthalt mit dem Postkurs sich reime, wies er mit dem Troste zurück, daß wir jetzt in Kriegszeiten leben und schon von einem Truppendiffusione reden können, der die Reise verzögert habe. Und richtig, mitten auf der Straße hielt es auf einmal still. Wir sahen an den Felsen gelehnt ein steinernes Gehäuse, aus dem so etwas wie ein Wirtsschild ragte. Dann stiegen wir aus und hinab in eine Grotte, in der wir uns wohl als Gefangene betrachtet hätten, wenn nicht der Conducteur bei uns gewesen wäre, denn die da unten, der Wirt und ein paar Bergamasker Schäfer, sahen durchaus nicht zum Besten aus, wozu noch kam, daß ein verdächtiges Zwinkern auf irgend eine Überraschung zu deuten schien. So kam es denn auch: kaum hatte Freund Albert das Krüglein an die Lippen gesetzt, als sich ein dünner Strahl des dunklen Weines auf seine Chemisette ergoß. Ein



Chiavenna 1859.

erschütterndes Lachen erdröhnte durch die Höhle; wir hatten, wie man zu sagen pflegt, „in die Kette beißen müssen,“ denn der Fremde weiß nicht, daß sich unter dem Lippenrande als Eichzeichen ein Löchlein befindet, das beim Trinken mit dem Daumen zugehalten werden muß.

Hatte schon Dorf auf Dorf der Charakter südlicher Bauweise und südlicher Natur sich immer bestimmter ausgeprägt, so schien uns Chiavenna mit seinem steinernen Gewirr in den braunen Felsen, dem dachlosen Palast und den malerischen Friedhofshallen, welche den freistehenden Campanile umgeben, der Inbegriff eines italienischen Stadtbildes zu sein. Es kam noch dazu, daß mit einbrechender Dunkelheit das regste Treiben begann. Kurz vorher nämlich war auch Chiavenna von den Österreichern verlassen worden, so daß jetzt die höchsten Wogen patriotischer Begeisterung schlugen und prozessionsweise die ganze Bevölkerung, Alte und Junge, Mann und Weib, unter Absingen der Garibaldi-Hymne und anderer verboten gewesener Lieder die Gassen und Plätze durchzogen.

Weiter südwärts reisten wir nicht, sondern über den Splügen zurück. Auch da gab es die Fülle zu schauen und manches Comische dazu: die Bettlerhorden, die, wenn wir durch Dörfer oder Häusergruppen fuhren, den Postwagen bestürmten und die Provisorien, denen der Übergang zu dem nationalen Wesen gerufen hatte. Noch schaute von den Amtsschilden und Grenzpählern der Doppeladler herab, dessen ehemalige Bedeutung allein eine aufgemalte Colarde entkräftet hatte. Gleichfalls noch österreichisch sahen die Grenzwächter aus; aber wie sie mit aufgeknöpftem Rock, der Virginia im Maul und schiefer Mütze einherlumpierten und das Gewehr, mit dem Kolben oben, auf dem Nacken balancierten, das zeigte deutlich das Ende des strammen alten Regiments an. Und wieder so drollig nahm sich der einsame Wehrmann aus, der auf der Schweizerseite „auf Posten saß“, nicht der Grenze, sondern der Heimath zugekehrt, der augenscheinlich seine Gedanken viel mehr als den obwaltenden Pflichten galten.

Mit mehrstündiger Verspätung war unsere Post des Morgens von Chiavenna abgefahren; wir hatten dort nichts mehr genießen können und langten daher nicht eben ausgelassen in Splügen an. Ein guter Nach-Service wurde darum lebhaft begrüßt und er hat mit dem Vesper in Andeer die Wanderer bis Thusis auf leidlichen Füßen gehalten. Durch das burgenreiche Domleschg, auf dem rechten Ufer bis Rothenbrunnen und auf der nicht endenwollenden Strecke von Reichenau bis Chur zogen wir folgenden Tages in der rhätischen Hauptstadt ein. Diese, Churwalden und Haldenstein hatten uns auf der ganzen Reise als begehrenswerthe Ziele vorgeschwobt; sie sind denn auch schauend und zeichnend nach Maassen genossen worden. Chur besonders hat sich mit bleibend freundlichen Erinnerungen eingeschrieben. Schon damals sind die Schätze des Domes von dem braven „Hofmeßmer“ Christian Alois Pradella (gest. 1895) gezeigt worden, der bis zum Lebensende ihr treuester Hüter und ein Führer von unermüdlicher Liebenswürdigkeit war. Werdenberg und Rorschach sind die letzten Etappen auf dieser frohen Reise gewesen, die mit einem kurzen Aufenthalte in Herisau schloß.

Schon damals hatten meine Liebhabereien einen immer festeren Zug genommen, den mein Vormund mit sichtlichem Interesse verfolgte. Ich hatte im März desselben Jahres 1859 eine Sonntags-Einladung bekommen. Es wurde bei Tisch auch von Alterthümern gehandelt und als die Rede auf meine Siegel kam, eine Urkunde gewiesen, an der solche aus dem XV. Jahrhundert hingen. Herr Meyer forderte mich auf, deren Umschriften zu lesen, was Dank der Praxis, die ich als Sammler erworben hatte, auch leidlich gelang. Dann traten wir, diesmal allein, den üblichen Spaziergang an, im Sturmschritt den Zeltweg hinaus, wo Herr Meyer plötzlich innehielt und sprach: „Du hast einmal Latein getrieben und könntest das wieder thun. An dem, was gelernt ist, trägt keiner schwer. Geht's einmal in die Fremde, so mag getrachtet werden, die Gelegenheit zur weiteren

Ausbildung in einer Universitätsstadt zu suchen. Wills du's oder willst du's nicht?" Ich bejahte das erstere und wohnte schon wenige Tage später der ersten Lateinstunde bei meinem älteren Freunde, dem Kandidaten der Theologie Hermann Spörri bei. Im Seidenmagazin habe ich dann manche heimliche Stunde mit declinieren und conjugieren von der Comptoirzeit abgebraucht.

Solange ich noch Schüler war, hatte Herr Meyer scheinbar mein Thun und Lassen wenig beachtet, indem er die Erziehung des Mündels der bewährten Führung des Herrn Pfarrer Cramer überließ. Von dem Momente aber, wo er die besondere und feste Richtung meiner Neigungen und Wissensbegierde gewahrte, ließ er sich nichts entgehen, was ihm zur Leitung und, wie dies sein rasches Vorgehen im März bewies, zur Förderung und zielbewußten Entwicklung der künftigen Dinge angemessen erschien. Wie bescheiden der Stand meines Taschengeldes gehalten wurde, wollte ich nach Wettingen oder sonst wohin, so wurden die Mittel dazu aus vollen Händen gesteuert und mit augenscheinlicher Genugtuung legte er meine Zeichnungen, die er sich ab und zu einmal geben ließ, seinen Verwandten und Freunden vor.

Persönlichkeiten hat es in unserem weiland lieben alten Zürich viele gegeben und eine der markantesten ist wohl Eduard Meyer gewesen. Aus der Weite schon gab er sich durch stattliche Körperfülle und das charakteristische Wiegen eines energischen Stoßweisen Ganges zu erkennen. Aus dem vollen glatten, nur von einem leichten Backenbart umrahmten Gesicht stachen zwei grundgescheite Elephantenäuglein hervor. Thatkraft sprach sich in Miene, Haltung und Geberden aus. Eine scharfe Satire spielte um den Mund, der gleich dem Blicke eine gebieterische Strenge verrieth. So haben ihn alle gekannt, denn jedem kam er gleich, es hätten denn Feindschaft oder Verachtung ihn noch herber stimmen müssen. Menschenfurcht war ihm unbekannt; durch niemanden hat er sich einschüchtern lassen. Davon hielt ihn das Bewußtsein der Kraft, einer nie fehlenden Schlagfertig-

keit und makellosen Ehre ab. Nur das Große und Starke hat ihm imponiert und ein redliches Schaffen, wo er es sah. „Warum grüßen Sie mich denn nicht mehr?“ hatte ihn einst auf der Straße ein nachmals hochmögender Finanz- und Eisenbahnherr gefragt; „weil ich den Respekt vor Ihnen verloren habe,“ gab ihm Eduard Meyer als Antwort darauf. Bekannt ist auch das Plaidoyer, das er dem gründlich von ihm verachteten Bezirksgerichtspräsidenten und nachmaligen Nationalrat Sch. in B. zu Ehren gab: „Herr Präsident, meine Herren Richter,“ fing er an, „lecken Sie mir ...“ Der Vorsitzende fährt auf und will dem Redner das Wort entziehen — „ist eine Aufforderung, der man Folge leisten kann oder nicht.“ Es hatte so lauten dürfen, weil eben diese nebst anderen Invectiven der Grund des Prozesses gewesen war.

Gleich rückhaltlos, des Geziemenden unbeschadet, hat er mit Vornehmen und Hochgestellten verfehrt. In Tarasp hatte er 1864 mit dem weiland badischen Minister Freiherrn von Meisenburg Freundschaft geschlossen. Täglich zogen die beiden Herren auf weiten Touren aus und weil den Minister sein Heimweg über Zürich führte, sprach er, gegebenem Versprechen gemäß, auch an der unteren Zäune vor. Darauf streiften die beiden einen ganzen Tag lang auf Uetliberg, Baldern und Albis herum, bis sie endlich an dem Ziele waren, wo ein Tropfen des Besten sich finden sollte. „Stellen Sie uns den grössten Sauracher vor,“ raunte Herr Meyer der Wirthin zu. Er kam und ein Schaudern folgte dem Trunk. „Das ist der sauerste unserer Weine,“ fügte Herr Meyer schmunzelnd bei, „jetzt gehen wir heim und dort, wenn Exzellenz mir gütigst verzeihen, soll den besten von allen Zürcher Weinen mein Keller spenden.“ In guter Laune ließ Herr von Meisenburg diesen Scherz sich gefallen und die Sitzung im Meyer'schen Haus, hat er mir selber erzählt, soll eine der frohesten gewesen sein. Ein Aufenthalt in Badenweiler hat bald darauf auch mir die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Herrn verschafft, den ich manchen Nachmittag auf herrlichen

Wanderungen begleiten durfte. Herr Meyer hatte mich schon in Tarasp empfohlen und brieflich belehrt: „Man tituliert den Herrn Minister „Excellenz“, spricht übrigens mit ihm wie mit einem Herrn Bünzli.“

Die größte Willenskraft ist Eduard Meyer von jung auf eigen gewesen. Er hat sie als Bergsteiger in seinen sparsamen Ferien bewährt. Nicht eigentlich aus Lust an der Sache hatte er anfangs diesen Sport geübt, sondern, wie er sich einmal ausdrückte, um einem Hang zur Bequemlichkeit zu trocken und schlummernde Kräfte zu wecken und zu stählen. Es ging auch nicht lange, so war er der Zähdesten einer, dessen Programme nur wenige mehr mit ihm ausführen mochten. Halbe Tage lang und noch länger konnte er ohne Trank und Speise, im Schweiße triefend und unter der Last des Körpers leuchend, mit maschinenmäßiger Beharrlichkeit marschieren. Erst am Ziel, dann aber auch mit vollem Behagen, gab er sich dem Genuss des Guten und eines frohen und anregenden Gespräches hin.

Einmal ist die Aussicht darauf sein Glücksstern geworden. Völlig erschöpft war er im Sommer 1867 vom Mont Pleureur an eine Stelle gekommen, wo er seinem Begleiter erklärte, daß er, unwohl und schwindlig, ein weiteres nicht mehr vermöge und weder vorwärts noch rückwärts könne. So blieb denn nichts übrig, als Hülfe zu holen, zu welchem Behufe der Führer nach dem schon in Sicht befindlichen Hotel Mauvoisin hinuntereilte. Zwei Herren, die dort quartierten, vernahmen um was es sich handle; sie wollten auch wissen, wer der Zurückgebliebene sei. Da, kaum war sein Name gesprochen, hatten beide das Richtige auch schon gefunden. Dem Einsamen brachte der Führer eine Probe des Kellers samt Karte zurück: „Schröter und Balzer grüßen und erwarten Sie bald zu froher Gesellschaft bei einem Glase guten Weines.“ Das wirkte. „Nun also, wir gehen hinunter,“ sprach und nach einem wider Erwarten raschen und glücklichen Abstiege hießen ihn die dort unten als Dritten im Bunde willkommen.

In eine viel ernstere Lage sah sich Eduard Meyer drei Jahre später, 1870, versetzt. Beim Übergang über den Treserogletscher bei Bormio war er in einen Schrund gestürzt und dort mehrere Stunden in qualvoller Umschnürung hängen geblieben. Schon hatten ihn Schmerz und Kälte dermaßen übermannt, daß er sich mit dem Gedanken vertraut machte, das Seil entzwei zu schneiden, um vielleicht tiefer einen freien Stand zu finden. Da fügte das Glück, daß ihm das Messer entfiel. Noch schleptten sich Stunden vorüber, als endlich ein Rufen von oben erscholl und dann auch die mühsame Hebung gelang. Im Alpenclub hat sich Eduard Meyer einmal darüber vernehmen lassen, fast nur gezwungen, aber so, daß alle von der schlichten Anschaulichkeit dieses spontanen Erzählens ergriffen waren¹⁾. Obwohl zum Tode erschöpft und von Schmerzen gepeinigt, hat er doch selbigen Abends noch die Beschreibung des Sohnes von seinem Unfall mit einem Scherze begleitet und etliche Tage darauf nach kurzer Rast und leichteren Proben sich wieder ans Klettern gemacht.

Rauh gegen sich selber, unbeugsam in dem, was ihm als gut und recht erschien, und unerschütterlich in einmal gefassten Entschlüssen, war er doch leutselig, zugänglich und beim Wandern, oder wenn sonst die Muße sich fand, zur heiteren Unterhaltung angeregt. Dann folgten die drolligen Einfälle und trockenen Wiße einer dem andern und manches geflügelte Wort hat aus solchen Gesprächen seinen Umlauf gemacht. Auch ein tiefes Empfinden schloß diese äußere Härte nicht aus. Ich habe ihn sogar einmal mit Thränen im Auge gesehen; das war, als sein älterer Sohn nach schwerer Krankheit nach Lugano mußte. Ein warmer religiöser Sinn hat ihm ebenfalls innegewohnt; aber nie hat er ihn anders als durch den Besuch des Gottesdienstes zur Schau gestellt. „Er wollte,“ so schrieb sein Freund, der

¹⁾ Vgl. das Feuilleton der N. Z. Z. 1887, Nr. 273 u. 275 I.

selige Professor Dr. Heinrich Grob¹⁾ „eher noch verkannt sein, als Stimmungen seines inneren Menschen nach außen hin preisgeben.“

Und nun von der Wende, die dieser väterliche Freund in meinem Leben vollführte. Noch hatte ich keinen Einblick in meine Vermögensverhältnisse bekommen; es setzte daher kein geringes Verblüffen ab, als ich nach der Rückkehr aus Herisau am Berchtoldstage 1860 eine Citation vor das Schirmvogteiamt fand. Die letzjährige Rechnung war größer als die bisherigen gewesen, was konnte jene Vorladung anderes als die Aussicht auf eine Ermahnung bedeuten? Mit Zagen trat ich vormittags den 4. an. Im Vorzimmer traf ich Herrn Meyer und den Weibel. Der letztere begab sich hinaus, worauf jener das Wort ergriff: „Es scheint mir,“ leitete er kurzweg ein, „dass du nicht recht zum Comptoirstuhle passest. Wie ist es, willst du arbeiten und danach trachten, binnen Jahresfrist das zu werden, was deine studierenden Altersgenossen jetzt sind?“ Er fügte bei, dass er diese Frage im Sinne einer Verfügung stelle, die mein seliger Papa leitwillig getroffen hatte²⁾. Mit raschem und freudigem Entschluss sagte ich ja, worauf Herr Meyer mich nun sogleich ins Sitzungszimmer geleitete. Es war ein feierlicher Moment; ein Kollegium würdiger Herren saß an dem grün gedeckten Tische; ich wurde vorgestellt, worauf der „Schirmschreiber“ Vogel die Haupttitel meiner Vermögensrechnung verlas. Nun

1) Neue Zürcher Zeitung a. a. D. Nr. 275.

2) In der aus Winterthur vom Februar 1846 datierten Bevollmächtigung, durch die mein sel. Papa Herrn Fürsprech Ed. Meyer zu meinem Vormund ernannte, lautet der letzte und dritte Passus: „Mit Berathung der Rahn'schen Familie wirst Du für das weitere Wohl meines hinterlassenen Sohnes treu besorgt seyn und nach Maßgabe der Hinterlassenschaft seiner jugendlichen Ausbildung mit Rath und That bestehen; zeigen sich Talente, so wahre dieselben nach allen Kräften, es wird auch Dir einst Freude gewähren, einem dahingeschiedenen Freunde seinen letzten und heihesten Wunsch erfüllt zu haben.“

erhielt Herr Meyer das Wort, um bündig auszuführen, daß ich zu etwas anderem als zum Kaufmannsstande ihm eher berufen scheine; er halte sich verpflichtet, diese Eröffnung zu machen, damit es die Herren nicht befremde, wenn er mich eines Tages vom Comptoirstuhle wegberufe. Sein Pupill, fügte er bei, möge übrigens selber sagen, was er davon halte. Nun bekam auch ich das Wort, um in improvisierter Rede meinen Standpunkt darzulegen, worauf mit kurzem Resümee des Präsidenten diese merkwürdige Sitzung schloß.

Zwei Wochen später, am 17. Januar, wurden die Herren Principale durch einen Brief meines Vormundes von dem mittlerweile gefassten Entschluß in Kenntnis gesetzt und ihnen gleichzeitig der Wunsch geäußert, daß mir schon jetzt gestattet werden möge, den Vorlesungen Georgs von Wyß an der Hochschule beizuwohnen. Das sezte nun mehreres ab: eine Szene zunächst bei der guten Tante Henriette, die mich im bisherigen Stande so wohl behütet glaubte, von dem neuen aber das Schlimmste für des Neffen Zukunft befürchtete, und dann auf dem Comptoir, wo mich Herr Siber erst am 2. Februar citierte, um sein Befremden sowohl über den Tenor des Meyer'schen Briefes, als die darin enthaltene Voraussetzung auszudrücken, daß die Dauer meiner Lehrzeit eine ungebundene sei. Es gelang mir indessen diese Stimmung zu beschwichtigen, indem ich, den ersten Punkt betreffend, auf Herrn Meyers bekanntes impulsives Wesen verwies und weiter bemerkte, daß nicht er, sondern Herr Pfarrer Cramer die meinem Eintritt vorausgegangenen Unterhandlungen geführt habe und das Nähere hierüber erst jetzt meinem Vormunde bekannt geworden sei, infolgedessen er denn auch jedes weiteren Wunsches sich begeben werde. So lange, schloß diese Unterredung, hätte ich nun noch zu bleiben, bis mein Ersatzmann eingeschossen sei, worauf Herr Siber zu fernerem Bleiben mich weder zwingen wolle noch könne.

Samstag den 3. März habe ich den letzten Tag auf dem Comptoir verbracht und acht Tage darauf Abschiedsbesuch bei

den Herren Principalen gemacht. Beide entließen mich freundlich, mit einem Geschenke sogar und Herr Siber nach einer Unterhaltung, die mir bewies, daß ich, um es seinem Wissen nachzutun, auch in der Sphäre des künftigen Berufes sehr viel zu lernen haben würde.

*

Die Verbriefung zum akademischen Bürgerrechte hatte länger auf sich warten lassen, als ich an jenem denkwürdigen 4. Januar zu hoffen wagte. Aber ich fühlte mich von dem Bewußtsein wonnigster Freiheit und idealster Begeisterung getragen von dem Momente an, da ich des Dienstes entlassen war.

Was war das für ein Erwachen an dem ersten Werktag, da ich nicht mehr in die Schreibstube mußte. Nur ein Gedanke beseelte mich: Dir hat jetzt keiner mehr zu befehlen, du hast nur recht zu tun, zu schaffen und einem Berufe zu leben, den du dir selber wähltest und der lauter Genugtuung und Freude verheißt. Alles was ich tat, geschah mit heller Lust; es war ein Schaffen wie ich es bisher noch nicht gekannt hatte.

Auch an väterlichem Rat und weiser Führung gebrach es nicht. Ferdinand Keller hatte ich seit langem gekannt, neu waren die Beziehungen zu Georg von Wyß, den ich öfters besuchen durfte und dabei manchen kostbaren Winck empfing. In die Beschäftigung mit den mittelalterlichen Denkmälern, die sich in der Nähe befanden, führte mich Herr Rechenschreiber Arnold Müscheler-Usteri ein, den ich schon während der Comptoirzeit auf Ausflügen begleitet hatte. Um jene Zeit war Herr Louis Rochat aus Yverdon nach Zürich gekommen. Er hatte eine Arbeit über das römische Eburodunum begonnen¹⁾, zu der er sich Ferdinand Kellers Ratschläge erbat. Durch letzteren wurde ich dem liebenswürdigen und troß seines bestandenen Alters noch immer jugendlichen Weischen vorgestellt und bald noch ein

¹⁾ Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich Bd. XIV, S. 3.

Weiteres ausgemacht, wie der Übergang zum Studium in nützlicher Weise vorbereitet werden sollte. Mit Ferdinand Keller kam mein Vormund überein, daß ich die Frühlingsferien bei Herrn Rochat verbringen sollte, wo neben der vervollkommenung im Französischen zugleich die Gelegenheit zur praktischen Einführung in die Altertumswissenschaft sich darbieten würde.

Mit Empfehlungen auf's Beste ausgerüstet, trat ich am 23. März 1860 diese Hochzeitsreise mit der Wissenschaft an. Die erste Etappe war Bern und der Eindruck ein großer, den diese stolze Stadt in ihrer damaligen Integrität auf mich machte. Bei Dr. Stanz hatte mich Ferdinand Keller, an den Historiker Egbert Friedrich v. Mülinen-v. Mutach Rechenschreiber Nüscheier empfohlen. In jenem lernte ich einen fauzigen, kurz abgebrüden aber geraden Vielwisser kennen, in diesem den beweglichsten Berner Patrizier und in seinem Hause eine Galfreundschaft, wie sie, als einem Fremden, mir noch nirgends zuteil geworden war.

Wie gut ich's da getroffen hatte, erwies sich am folgenden Tag. Ich hatte nach einer dunklen Postfahrt im Zähringerhof in Freiburg genächtigt und war dann schon früh an den Glocken erwacht, die, große und kleine, von oben und unten aus Kirchen und Klöstern erschallten. Das war ein fremder Gruß, aber wie erstaunte ich erst beim Anblick des Bildes, das sich in der Tageshelle zeigte. Es war das reizvollste, seitdem ich Sitten gesehen hatte, und doppelt eindrucksvoll in der Stimmung, mit der ein winterlicher Morgen dessen ohnehin melancholischen Charakter verstärkte. Von den Terrassen zum Kloster und noch tiefer zur Aa, wo alte Werke den geheimnisvollen Austritt des Gotteron decken, steigt das wunderbarste Geschiebe und Gewirre von Dächern und Mauern hinab und darüber weist in schwindiger Höhe das kühnste Werk, die Drahtbrücke, zu dem mächtigen Bogen herüber, wo graue Türme auf grünen Halden und lotrechten Sandsteinfelsen die Wache halten. Und wieder so malerisch ist das Bild zur Linken, wo die lange Murtengasse mit ihren

Klöstern und Türmchen die Felsenkrone bildet bis zum Wahrzeichen der Stadt, der St. Nikolauskirche mit ihrem hochgewachsenen Turme. Und immer noch höher bauen die Massen sich auf, über denen das Kollegium mit seiner Kirche den wirksamen Abschluß bildet.

Dorthin hatte mich Herr v. Mülinen empfohlen. Zuvor aber wollte ich doch erst die Geheimnisse erkunden, die eines nach dem andern in die Tiefe lockten: in der Augustinerkirche, wo noch ein halbnächtiges Grauen herrschte, unter dem schaurigsten Crucifixus eine einsame Betfrau kniete und ganz in der Tiefe nur ein Teil des Hochaltars in rötlichem Schimmer des ewigen Lichtes strahlte. Dann weiter die Stalden hinab an Bildern vorbei, die das leibhaftige Mittelalter malten, über die Brücke zum Beatusbrunnen mit seinem unvergleichlichen Hintergrund und schließlich hinauf zur Brücke, wo erst recht das Staunen begann. Wie kalt und unwirtlich es war, ich ließ mir's nicht nehmen, auf Schritt und Tritt zu zeichnen und tat es auch, bevor ich das Kollegium betrat. Dort wurde mir von dem Freund des v. Mülinen'schen Hauses, Herrn Professor Jean Gremaud (gest. 1897) die herzlichste Aufnahme zuteil. Er frug mich, ob ich St. Nikolaus schon gesehen habe und schickte sich, als ich das verneinte, dem Schnee und der Nässe zum Trotz zum sofortigen Abstiege an. Nun sah ich dieses Werk, bestaunte es und dachte an das Berner Münster zurück, aber ein Urteil wagte sich nicht heraus, denn wie hätte auch der frisch gebäckene Kunstjünger in Gegenwart des feinsinnigen Begleiters ein solches äußern mögen. Hatte schon der Aufzug dieses Führers im Gewande des Abbé mir Eindruck gemacht, so war der kein geringerer, als ich, seiner Einladung folgend, das Tafelzimmer im Kollegium betrat. Wohl acht bis zehn Herren, alle geistlichen Standes, fanden sich in dem Saale ein, dessen Anstrich ein ebenso klösterlicher war, wie die Einleitung mit dem Benedicte. Auf das Weitere war ich gespannt; es fand sich aber bald, daß hier so vergnüglich wie unter Weltkindern zu plaudern und zu leben sei.

Noch selbigen Abends reiste ich bis Murten, wo das grausame Wetter am folgenden Morgen nur eine knappe Umschau erlaubte, und wieder im Postwagen nach Neuchâtel. Sauber und vornehm kam mir da alles vor und als Schönstes das Schloß mit der Collegialkirche, die damals noch ihre ungleichen Türme und den vollen Reiz des Unberührten besaß. Unvergeßlich bleibt auch der Eindruck des Kenotaphiums mit seinen Bildnisfiguren, den Rittern und ihren Damen, die wie ein Geschlecht von Wiedererstandenen in der geheimnisvollen Tiefe beten.

In Nyon fand ich ein trauliches Haus. Es gehörte Herrn Rochat und war an einer Hintergasse, der Rue du four gelegen. Erst wollte mir scheinen, daß ein befremdender Abstand zwischen dem hausherrlichen Paar herrsche. Dem kleinen, zum Lachen und frohen Gespräche geneigten Gatten stand die Lebensgefährtin als eine hagere und fränklich aussehende Erscheinung zur Seite, ernst und müde; aber ich sah bald, wie glücklich die beiden lebten und Frau Rochats gleichmäßiges Wesen, ihre fromme Geduld und Herzengüte ein wohltägliches Gegengewicht gegen des Gatten oft überquellende und dann wieder gedrückte Laune bildeten. Außer dem kinderlosen Paare bewohnten noch zwei Familienglieder das Haus, Frau Rochats Schwester, deren frömmelnder Gouvernanten ton mir von Anfang an widerstrebt, und beider Mutter, Madame Pasid, eine liebe, appetitliche und immer gleich freundliche Greisin.

Zur Zeit meiner Ankunft hatten auch für Herrn Rochat, der Lehrer an der école supérieure war, die Ferien begonnen; er konnte sich mithin nach Belieben dem Schützling widmen und hat das auch reichlich getan. Das rechte Kleinstadtleben herrschte in unserem Quartier; es fing schon am Morgen an, wenn im Gärtnchen hinter dem Hause die Hühner gefüttert, allerlei Hantierungen verrichtet und mit den Nachbarn hüben und drüben die freundlich hausbackenen Gespräche gepflogen wurden. Darauf sollte dem Französischen eine Stunde gewidmet werden, zu welchem Behufe sich Herr Rochat von mir aus

Kriegs von Hochfelden Geschichte der Militärarchitektur übersehen ließ. Das ging aber nicht lange; mir ward die Arbeit und Herrn Rochat die Geduld zu schwer. „Allons boire un demi quart de pot de vin et lire les journaux“ schlug er dann etwa vor und bald kamen wir stillschweigend überein, daß Plaudern im Freien und auf Antiquarischen Streifzügen am Ende auch einen Ersatz zu bieten vermöchten. Und so geschah es denn auch mit Lehren, von denen mir eine besonders im Gedächtnis haften blieb. Wir waren eines Tages an einer Villa vorbei gekommen, deren Anblick mir den Ausruf entlockte: „Voilà une scholi campagne“, worauf Herrn Rochats eingehäckte Linke mich dermaßen packte, daß ich unwillkürlich denken mußte, es gelte schweigend an dem Hause eines Feindes vorüber zu gehen. Dem war aber nicht so, sondern nur dem harten j (sch) hatte die Mahnung gegolten. „Encore une fois, mon gentil petit coque, dites-moi joli“ — „joli“ und so ging's bis schließlich die weiche französische Aussprache halbwegs geriet. Rochat hätte auch einmal das Deutsche erlernen sollen und er hatte zu diesem Behufe sich irgendwo im Bernbiet aufzuhalten. In meinem Verkehr hat er sich aber nur eines Wortes, des dialektischen „chrüsele“ (fizeln) bedient und dieses jedesmal angewendet, wenn ich mich einer unwirkschen Stimmung entschlagen sollte.

In die Nähe und Weite zogen wir aus, öfters mit dem eidgenössischen Obersten, Herrn Alphonse de Mandrot, der sich mit Heraldik und Genealogie, gelegentlich aber auch mit archäologischen Dingen befaßte. In dieser Richtung ging er den Refugien nach, deren eines bei ich ihm ausmessen half. Dann wieder machte mich Herr Rochat mit Sammlern bekannt. Es war eben damals die Zeit, wo die Pfahlbautenliebhaberei ihren Anfang nahm und besonders in der welschen Schweiz begeisterte Vertreter fand. Solche waren die Herren Rey und de Vevey in Estavayer und Dr. Clément in St. Aubin, die zu Rochats Freunden gehörten und deren Sammlungen ich mit ihm besichtigte. Nur von einem Kollegen durfte vor ihm nicht

gesprochen werden, von Herrn Louis Troyon, dem er spinnefeind war. Nie habe ich Herrn Rochat so fast bis zu Tränen lachen gesehen, wie da, als ich ihm von der Verlegenheit erzählte, die ich diesem Herrn mit einem gleichaltrigen Studenten als unliebsame Begleiter seiner Pensionärinnen bereitet hatte.

Aber schon damals war meines Herzens Zug auf andere als diese prähistorischen Altertümer gerichtet. Mir hatte es das Mittelalter angetan und das Viele und Mannigfaltige, was in der neuen Umgebung daran erinnerte, trug jetzt vollends dazu bei, diese Neigungen zu verstärken und zu entwickeln. Es ging auch nicht lange, so lieh ich den antiquarischen Belehrungen meines Gönners nur noch ein halbes Gehör, schlug eigene Wege ein und diese ließen nach alten Städtchen, Burgen, Kirchen und Klöstern aus. Viele Gedanken rührten von damals her; sie sind noch unwissenschaftlich, fast nur mit Rücksicht auf das Malerische gezeichnet, denn niemand war zur Stelle, der mir auf diesem Gebiete mit Lehren oder Ratschlägen hätte beistehen können. Vergnügt war ich darum doch über jedes Blatt, das in meine Mappe gelangte und glücklich über anderes, was das Wandern brachte.

Was mir schon in Bern so große Überraschung bereitet hatte, das fand sich auch hier wieder vor, eine Gastfreundschaft, die überall herrschte und umso mehr zum Herzen sprach, weil sie so ungesucht und ungeziert gespendet wurde. Mit Herrn Rochat hatte ich eines Tages Dr. Clément in St. Aubin besucht und hierauf den Spaziergang auf eine Anhöhe gemacht, die einen hübschen Blick auf das gegenüberliegende Baumarcus gewährt. Hier wollte ich zeichnen, indessen mein Begleiter zu dem Schlosse ging, um dessen Besitzer, den Baron von Büren zu begrüßen und ihn, als Inhaber einer renommierten Geflügelzucht, um Bruteier für seine Hennen zu bitten. Ein tiefes Tobel trennte meinen Standort von der Burg. Dann stieg ich hinunter und geradewegs zum Schlosse hinauf. Das war aber ein Klettern, dessen ich mich nicht versehen hatte, so steil,

daz Busch für Busch gefaßt und Staffel für Staffel erturnt werden mußte. Nun war die Höhe fast erreicht, als unversehens Gespräch und ein freundlicher Ruf ertönte: „Passez-moi la main, si vous plait und gleichzeitig eine feine Hand in grünem Armel erschien, die mir mit festem und sicherem Rück auf die Kante half. Kein anderer als Herr von Büren war dieser Helfer gewesen, ein altwäterisch gekleidetes Männlein, dem Greisenalter nahe, wohlwollend, voll kluger Güte, dem mich Herr Rochat präsentierte. Dankbar nahmen wir die Einladung zum goûter an und befanden uns nach einem Rundgang durch das Schloß auch bald in einem Zimmer, dessen Schmuck das traulichste Bild aus vergangenen Zeiten gab: ein einfaches aber vornehmesameublement, an den Wänden Familienbildnisse und Silhouetten in Louis XVI und Empire-Rahmen, zwischen denen es auch nicht an Jagdflinten und anderem Weidwerk gebrach, und dazu ein greises Dämchen, des Schloßherrn Schwester, die eifrig arbeitend in der Fensternische auf einer Staffel saß. Nur geringe Teilnahme wandte sie unserem Gespräch zu; sie schien auch meinen Namen überhört zu haben. Dann aber, als er wieder einmal verlautete, richtete sie sich plötzlich auf, indem sie mich lebhaft frug: „Etes-vous parent du chanoine Rahn?“ Ich stellte mich als dessen Urenkel vor, auf das Weitere gespannt, und wirklich, eine Wandlung hatte sich auf einmal vollzogen; aus der zurückhaltenden und ernsten Dame war eine lebhafte Erzählerin geworden, die mir nunmehr erklärte, warum sie auf jene Frage gekommen sei. Wegen langwieriger Krankheit hatten sie die Ärzte als junges Mädchen nach Baden im Aargau geschickt, dort aber das Leiden eine noch ernstere Wendung genommen, so daß ihr empfohlen wurde, den Rat eines eben anwesenden berühmten Arztes zu vernehmen. Das sei auch geschehen, worauf dieser, eben mein Urgroßvater, entschied, daß sie nur so lange zu bleiben habe, als nötig sei, ihr die Verfassung zur Heimreise zu geben. So tat sie, genas und hat dann, wie wir sahen, dem Retter zeitlebens eine dankbare Gesinnung be-

wahrt. — 1886 bin ich auf einer Studienreise noch einmal nach Baumarcus gekommen. Mein alter Gönner daselbst war schon längst zur Ruhe eingegangen; jenes traurliche Zimmer fand sich nicht wieder, es war überhaupt recht anders geworden.

Ein anderes Schloß, dessen Bewohner mich ebenso gastlich empfingen, ist das von La-Sarraz gewesen. Dort lebte damals noch der aus neapolitanischen Diensten zurückgekehrte General Henri (Louis Victor) de Gingins-La-Sarraz, der Schwiegervater des Herrn de Mandrot, mit dessen Empfehlung ich nach La-Sarraz kam. Einer besonderen Sache, nicht nur des Schlosses wegen, hatte es mich dorthin gezogen. In Reithards „Geschichten und Sagen aus der Schweiz“ war mir die von dem Krötenritter von La-Sarraz stets eine der eindrucksvollsten gewesen, und ihn zu schauen hatte mir von Anfang der Welschlandreise vorgeschwobt. Durch Sturm und Schneegestöber, wie jener seine Eltern suchte, pilgerte ich von Ecclépens hinüber. Im Schlosse, wo tags darauf auch Herr v. Mandrot eintraf, war alles zu meiner Aufnahme bereit. Der General, sein ritterlicher Sohn Herr Aymon de Gingins-La-Sarraz, der am 15. Januar 1873 als letzter seines Stammes starb, ein altes Fräulein de Roverea, Herr de Mandrot und Frau bildeten den Kreis von Gönner, deren jeder dem Gaste mit Unterhaltung, Belehrung und Führung das Beste erwiesen. Das Schloß war voller Sachen, die meine Bewunderung erregten, von dem mit Waffen und anderweitigen Altertümern dekorierten Vestibüle, bis zum Turm und der Kapelle, wo damals das Grabmal stand. In der Stadtkirche, der es jetzt wieder gehört, ist dieses Renotaphium, vermutlich um es vor den Bilderstürmern zu retten, in sicherem Gewahrsam geborgen, in den dreißiger Jahren entdeckt und hierauf in die Schloßkapelle übertragen worden. Es stellte sich als eine fast genaue wenn auch reduzierte Kopie des Neuenburgischen dar, mit gleichen Spitzgiebeln, die zwei Ritter und ihre betenden Damen überragen; darunter ein Sarkophag, auf dem das nackte, von Gewürm und Kröten benagte Steinbild

eines Toten liegt. Für einen Freiherrn von La-Sarraz, der auf der Jagd im Lac-de-Joux ertrunken und halbverwest gefunden worden sei, will ihn die Sage gehalten wissen. Zwei Tage lang gab es um dieses Monument zu tun; oft schauten mir dabei die Nachkommen des schaurigen Mannes zu und einmal wurde mir gar die Ehre zuteil, der letzten Roverea behülflich zu sein, als sie auf einem Leiterchen den ihr bisher erst halb Bekannten genauer zu sehen wünschte.

Das sind Erinnerungen an den ersten Aufenthalt in Überdon. Der zweite folgte im Sommer und gerne hätte ich wieder bei Herrn Rochat logiert, allein es waren mittlerweile Pensionärinnen eingezogen und so ging das nicht mehr an, denn: „rappelez-vous les angoisses de Monsieur Troyon“ hatte mir Herr Rochat auf eine bezügliche Anfrage schon nach Zürich geschrieben. Gleichwohl war ich auch jetzt wieder sein täglicher Gast und dank seiner Fürsorge bei einem Herrn Reymond-Felissier wohl versorgt. Mit seiner stattlichen und energischen Gattin und einem etwa vierjährigen Töchterchen bewohnte er hart vor der Stadt ein an der Straße nach Clindy gelegenes hübsches Haus, in dem er etliche Knaben in Pension und Unterricht aufgenommen hatte. Mir war das recht, denn ihr Getriebe brachte einen munteren Ton, indes ich als freier Jünger der Künste und Wissenschaften mich voller Unabhängigkeit erfreute.

Noch häufiger als zuvor und oft zu mehrtägigen Exkursionen zog ich aus. Ich hatte inzwischen gründlicher zeichnen gelernt und manche Anregungen im Verkehr mit Gleichgesinnten, aber vorgeschritteneren Commilitonen empfangen. Auch etwas Kunstgeschichte war mir schon beigebracht worden, durch Dr. Daniel Fehr, der seit dem Weggange Jakob Burckhardts dessen Fach vorübergehend als Privatdozent an der Universität vertrat, nicht eben wie sein Vorgänger, aber doch so, daß ich mancherlei Lehren empfing und zwar besonders in jener Richtung, die später die meine ward. In einem Privatkolleg hatte er die

schweizerische Kunstgeschichte behandelt, wobei er nicht über die romanische Epoche hinausgekommen war. Geschah es aus diesem Grunde oder weil ich schon während des Frühlingsaufenthaltes einen Teil der Denkmäler aus jenem Zeitalter kennen gelernt hatte, es kam, daß ich mich auf diesen Nachlaß jetzt fast ausschließlich stießte und souverän über das zur Tagesordnung überging, was spätere Epochen — auch die Gotik — hinterlassen hatten.

Zwei Denkmälern ging ich besonders nach: den Kirchen von Grandson und Romainmôtier, deren erstere ich Wochenlang Tag für Tag studierte. Es schwiebte mir dabei der Gedanke an eine systematische Aufnahme vor; doch zeigte sich bald, daß ich dieser Aufgabe noch nicht gewachsen war und so beschied ich mich denn, die sämtlichen Details auf Grund genauer Ausmessungen und außerdem eine Anzahl von Veduten zu zeichnen.

In Genf, wo eben damals des eidgenössischen Aufsehens willen ein reges militärisches Leben herrschte, traf ich am 15. September mit meinen Freunden Albert Schultheß, Wilhelm Tobler und anderen zusammen, die zu einem Rendez-vous von Lyon gekommen waren. Auf der Rückreise sprach ich in dem schönen Landgute der Familie Verret in Promenthoux bei Lyon vor, wo kurz vorher Herr Pfarrer Cramer einen Sommeraufenthalt gemacht hatte. Es wurde mir dort eine sehr freundliche Aufnahme zuteil und in Herrn Oberst Verret lernte ich einen vielseitig unterrichteten und liebenswürdigen Führer kennen. Auch in Lausanne hielt ich mich einige Tage auf. Meine Base Erminie war dorthin in Pension zu einer Familie Krause gekommen, in der ich vergnügte Stunden verbrachte und daneben fleißig die Kathedrale besuchte. Das Bauwerk als solches imponierte mir wohl, aber ich verstand es noch nicht. Dafür habe ich mich damals auf anderes gesteift, auf das Zeichnen von Grabmälern, deren mehrere, die eines Ritters von Grandson und etlicher Bischöfe sich hier fanden. Das gab dann

weiter den Anlaß, eine Freundschaft zu knüpfen, die sich bis heute erhalten hat. Ein frohes Pfeifen von Studentenliedern hatte mich auf einen Gefährten aufmerksam gemacht, der ebenfalls in der Kathedrale studierte. Bald fiel ich ein und darauf knüpfte sich ein Geplauder an, dessen weiteres Ergebnis die gegenseitige Vorstellung war. Georg Lasius hieß dieser neue Bekannte, der sich damals, elf Jahre vor dem Beginn der verhängnisvollen Viollet-le-Duc'schen Restaurierung, mit einer Aufnahme der Kathedrale befaßte und dessen Kollege an der Bau-schule des Polytechnikums ich nachmals geworden bin.

Von anderen Exkursionen sind mir die nach La-Lance in besonders sympathischem Andenken geblieben. Auf einem Spaziergange mit Herrn Rochat hatte ich fast zufällig diese ehemalige Kartause gefunden, die in ihrem Miniatur-Kreuzgang ein vielleicht einzig dastehendes Kleinod der Frühgotik bewahrt. Der nächste Tag, welcher bessere Witterung verhieß, sollte mir dessen nähere Bekanntschaft bringen. Von Grandson trat ich am 1. September den Hinweg an. Der Himmel war trüb und die Straße schlecht, so daß ich im Hinblick auf meinen Aufzug nicht eben selbstbewußt den Park betrat. Es ist einer der lieblichsten Erdenwinkel, eine Niederung am See, von alten Bäumen umfränkt. Ein Waldhang steigt rückwärts an, von dem ein Bach herunterbraust, lustig den Plan durchheilend und noch im See mit schäumenden Wellen treibend. Am Portale eines blaukantigen, modern aussehenden Hauses läutete ich an. Ein Jöschchen nahm meine Karte entgegen und wenige Minuten darauf war auch schon die Vorstellung vor dem Hausherrn erfolgt. Vornehm vom Wirbel bis zur Sohle sah Graf Pourtales-Sandoz aus, von stattlichem Wuchs mit silberweißen Haaren und lebhaften Augen, die ein kluges Wohlwollen verrieten. Die Entschuldigung, die ich über mein Erscheinen vorbrachte, wies er beschwichtigend zurück, er wisse ja, was das Wandern bei solchem Wetter bedeute, ich möge nur eintreten und unverweilt mein Zeichnen beginnen. „An dieser Stelle,“ fügte er bei, „hat auch Lory

den Kreuzgang aufgenommen; sie ist meines Erachtens der Standpunkt¹⁾, der die günstigste Ansicht gewährt.“ Dann kehrte er in gemessenen Abständen wieder, bisweilen eine Bemerkung einflechtend, die sich auf die Perspektive bezog und die Kenntnisse des Mathematikers verriet, in denen der Graf excellierte. Inzwischen war Essenszeit gekommen; ein Diener mahnte, bevor er die hinter mir befindliche Glocke zog, dann fand noch im Kreuzgang die Vorstellung vor der Gemahlin und dem Sohne mit seiner neuvermählten Gattin statt, worauf ich die Ehre hatte, die ehrwürdige Dame des Hauses zur Tafel zu führen. Anregende Unterhaltung würzte ein einfaches Mahl, worauf mich der Graf mit der Bemerkung beurlaubte, daß ich nur ohne Rücksicht auf die Gesellschaft mich wieder zur Arbeit verfügen möge, die, wie er es sahe, noch erfreulicher Förderung bedürfe. Auch im Laufe des Nachmittags erschien er wiederholt, mich stets beruhigend, wenn ich im Hinblick auf den Heimweg zum Aufbruch drängte; er werde schon sorgen, daß ich zeitig nach Grandson komme. Und so geschah es denn auch, indem mich zur gegebenen Stunde in flottem Zug ein Char-à-banc dorthin führte. Die Zeichnung war noch unfertig geblieben, daher denn auch die Einladung eine sehr willkommene war, das Versäumte beim nächsten Anlässe nachzuholen. Das war schon am 3. der Fall, bei welchem Anlässe mir auch die ehemalige Kirche gewiesen wurde, als Keller der vordere Teil, während der Billardsaal den oberen Stock in der Tiefe bildet. Mit Bedauern erzählte der Graf, wie er solche Umwandlung des vordem noch unberührten Ganzen nach seiner Rückkehr von der Universität gesehen habe. — 1869, am 3. September, bin ich noch einmal nach La-Lance gekommen, und wie zuerst so rasch und freundlich erschien der Hausherr wieder. Noch mehr, er wies eine

¹⁾ Meine damals aufgenommene Ansicht ist in verkleinerter Facsimilereproduktion bei B. van Münden, Histoire de la nation Suisse, Tome I, Lausanne 1896, pag. 121, veröffentlicht.

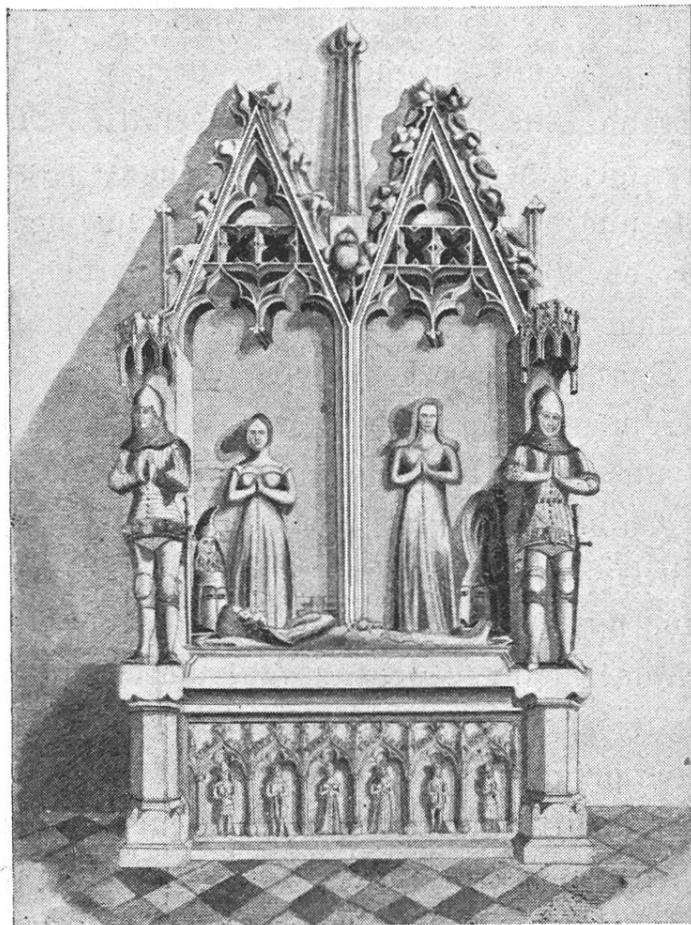
Karte vor, es war die, welche meinen Besuch im Jahre 1860 angekündigt hatte; „vous voyez, Monsieur, comme j'ai gardé votre souvenir,“ fügte er lächelnd bei.

Nach der Rückkehr von diesem zweiten Welschlandaufenthalt fing nun erst das rechte Studium an und zwar in doppeltem Sinne: ich war als Zuhörer an der Universität und dem Polytechnikum eingeschrieben und hatte die Vorbereitungen auf das Maturitätsexamen zu treffen.

Nur etwas von Kunstgeschichte war bisher geboten worden. Jetzt hatte Jakob Burckhardt einen Nachfolger bekommen und zwar in der Person seines Freundes und ehemaligen Studienbegossen Wilhelm Lübbe, der auf das Wintersemester 1860/61 aus Berlin an das Polytechnikum berufen worden war. Es ging nicht lange, bis ich mit ihm in nähere Beziehungen trat und er mich sogar mit einem Besuch beeehrte. Das war eine glückliche Stunde, die mich mit Stolz erfüllte. Nun hatte ich einen Lehrer gefunden, dem ich meine ganze Führung überlassen konnte und dessen Richtung auch so recht die meine war. Bald waren die Beziehungen so nahe geworden, daß ich ihn fast regelmäßig aus den Vorlesungen nach Hause und auch öfters auf Spaziergängen begleitete, wobei er es trefflich verstand, des Schülers Auge auch für das Kleine und Unscheinbare zu schärfen und durch die Erzählungen von seinen Reiseerlebnissen und Entdeckungen die Weite zu öffnen, in der meine künftigen Ziele lagen. Von ihm sind die Anregungen zu der Beschäftigung mit der schweizerischen Kunstgeschichte gekommen, die in der Folge meine Lebensaufgabe ward. Auf einem Spaziergange hatte er sie gemacht, mit dem Hinweise, wie da ein dankbarer und jungfräulicher Boden noch der Bearbeitung harre. Nach deutscher Sitte hatte er einen offenen Abend bestimmt, an dem sich jeweilen eine Gruppe junger Freunde einzufinden pflegten. Es herrschte ein frischer, anregender Ton, den auch die liebenswürdige Hausfrau pflegte, durch muntere Erzählungen und ihr verständnisvolles Eingehen auf des Gatten Neigungen

und Interessen. So gingen wir nie ohne Erwerbungen heim, sei es durch wohlwollende Kritik, mit welcher die vorgelegten Skizzen beurteilt worden waren oder mit der Kenntnis neuer Erscheinungen auf literarischem und künstlerischem Gebiete, über die sich Lübbe als unermüdlicher Schriftsteller und Rezensent auf dem Laufenden hielt. Als Guest des Hauses habe ich 1862 Otto Roquette kennen gelernt.

Schluß folgt im nächsten Jahrgang.



Grabmonument in der Kirche von
La Sarraz. 1860.